

Baltische Studien

Pommersche Jahrbücher für Landesgeschichte

Herausgegeben von der

GESELLSCHAFT FÜR POMMERSCHE GESCHICHTE
ALTERTUMSKUNDE UND KUNST e. V.

zugleich Mitteilungsorgan der

HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR POMMERN

und der

ARBEITSGEMEINSCHAFT FÜR
POMMERSCHE KIRCHENGESCHICHTE e. V.

Neue Folge • Band 101 • 2015
Band 147 der Gesamtreihe

Ludwig

Kiel 2016

Übersicht zu den Rezensionen

- ROSWITHA WISNIEWSKI, *Geschichte der deutschen Literatur Pommerns. Vom Mittelalter bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts*. In Zusammenarbeit mit Grit SCHWARZKOPF, Berlin 2013. [Monika Schneikart].....187
- Die Zeit Karls IV. 1372–1378*, bearbeitet von EKKEHART ROTTER (*Urkundenregesten zur Tätigkeit des Deutschen Königs- und Hofgerichts bis 1451, 10*), Köln, Weimar, Wien 2014. [Nils Jörn].....189
- Regesten zu den Briefregistern des Deutschen Ordens: die Ordensfolianten 2a, 2aa und Zusatzmaterial. Mit einem Nachdruck von Kurt Lukas: Das Registerwesen der Hochmeister des Deutschen Ritterordens, maschinenschriftl. Phil. Diss. Königsberg 1921*, hg. und bearbeitet von SEBASTIAN KUBON und JÜRGEN SARNOWSKY, Göttingen 2012. [Rudolf Benl]..... 191
- ANE L. BYSTED, CARSTEN SELCH JENSEN, KURT VILLADS JENSEN, JOHN H. LIND, *Jerusalem in the North. Denmark and the Baltic Crusades, 1100–1522*, Turnhout 2012. [Bengt Büttner].....194
- CEZARY KARDASZ, *Rynek kredytu pieni nego w miastach południowego pbrze a Bałtyku w pó nym redniowieczu (Greifswald, Gda sk, Elbl g, Toru , Rewel)*, Toruń 2013. [Norbert Kersken]196
- DORIS BULACH, *Handwerk im Stadtraum. Das Ledergewerbe in den Hansestädten der südwestlichen Ostseeküste (13. bis 16. Jahrhundert)*, Köln, Weimar, Wien 2013. [Dirk Schleinert].....198
- Johannes Bugenhagen. Werke. Abteilung I: Reformatorische Schriften, Band I (1515/16–1524)*, hg. von ANNELIESE BIEBER-WALLMANN, Göttingen 2013. [Volker Gummelt].....199
- VERONICA BIERMANN, *Von der Kunst abzudanken. Die Repräsentationsstrategien Königin Christinas von Schweden*, Köln, Weimar, Wien 2012. [Nils Jörn]201
- Die Schwedische Landesaufnahme von Vorpommern 1692–1709 – Ergebnisse eines Editionsprojekts im Kontext der Forschung*, hg. von MICHAEL BUSCH, STEFAN KROLL, JENS E. OLESEN, MARTIN SCHOEBEL und REINHARD ZÖLITZ im Auftrag der Historischen Kommission für Pommern e.V., Kiel 2015. [Haik Thomas Porada] 202
- CARL C. WAHRMANN, *Kommunikation der Pest. Seestädte des Ostseeraums und die Bedrohung durch die Seuche 1708–1713*, Berlin 2012. [Jörg Zapnik] 204

- 300 Jahre Schlacht bei Gadebusch. Internationale Tagung vom 12. bis 14. Oktober 2012 in Gadebusch*, hg. von RENO STUTZ, Greifswald 2014. [Magnus Ressel]..... 206
- SARAH BRAUER und STEFAN KROLL, *Das Greifswalder »Seelenregister« von 1717. Edition und historisch-demographische Auswertung*, Berlin 2015. [Nils Jörn] ... 208
- JOACHIM ÖSTLUND, *Saltets pris. Svenska slavar i Nordafrika och handeln i Medelhavet 1650–1770*, Lund 2014. [Magnus Ressel]210
- Schwedens Beteiligung am Siebenjährigen Krieg im Spiegel des Tageregisters der Stadt Loitz 1757–1759*, hg. von ROBERT OLDACH, Greifswald 2014. [Dirk Schleierneert].....214
- OSKAR MATTHIAS FRHR. V. LEPEL, *Nassenheide in Pommern. Geschichte eines Ritterguts*, Metternich 2014. [Haik Thomas Porada].....216
- HANS-CHRISTOF KRAUS, *Bismarck. Größe – Grenzen – Leistungen*, Stuttgart 2015. [Ludwig Biewer]218
- MANFRED HÖFT, *Der Vulcan in Stettin und Hamburg. Schi swerft – Lokomotivfabrik – Maschinenfabrik 1851–1929 in drei Bänden. Band 1: 1851–1904. Der Handelschi - und Maschinenbau*, Bremen 2013. [Haik Thomas Porada]221
- HEINO BROCKHAGE, *Kapitän Robert Hilgendorf. Sein Leben und Wirken auf frachtfahrenden Segelschi en*, hg. von der Schifffahrtsgeschichtlichen Gesellschaft Bremerhaven e. V., Wiefelstede 2015. [Klemens Grube] 222
- Essen, Trinken, Schlafen. Gastgeber und Wirte im ehemaligen Kreis Bütow in Pommern*. In Zusammenarbeit mit dem Heimatkreis Bütow bearbeitet und herausgegeben von KLAUS-DIETER KREPLIN, Herdecke und Praust bei Danzig 2013. [Haik Thomas Porada] 223
- MARCO NASE, *»Att Sverige skall dominera här«. Johannes Paul und das Schwedische Institut der Universität Greifswald 1933–1945*, Greifswald 2014. [Jürgen W. Schmidt]..... 225
- »... die letzten Schranken fallen lassen«. Studien zur Universität Greifswald im Nationalsozialismus*, hg. von DIRK ALVERMANN, Köln, Weimar, Wien 2015. [Bernd Kasten] 226
- Gerhardt Katsch. Greifswalder Tagebuch 1945–46*, hg. von MATHIAS NIENDORF, Kiel 2015. [Günter Ewert] 228
- Westpommern. Aspekte der polnischen Nachkriegsgeschichte Pommerns = Pomorze Zachodnie*, hg. von der Geschichtswerkstatt Rostock, bearbeitet von GERO LIETZ, Rostock 2015. [Jürgen W. Schmidt] 230

HANS REDDEMANN, *Der denkmalgeschützte Alte Friedhof in der Universitäts- und Hansestadt Greifswald. Eine kulturhistorische Stätte mit zahlreichen Grabmalen bedeutender Persönlichkeiten und Familien der Hansestadt und der Ernst-Moritz-Arndt-Universität. 2 Teile*, Greifswald 2009 und 2012. [Haik Thomas Porada]213

Wandlungen. Von Klinger bis Kanoldt. Graphik deutschsprachiger Länder aus der Sammlung des Nationalmuseums Stettin/Przemiany. Od Klingera do Kanoldta. Gra ka krajów niemieckoj zycznych ze zbiorów Muzeum Narodowego w Szczecinie, hg. von der Ernst Barlach Stiftung Güstrow und dem Muzeum Narodowe w Szczecinie, mit Beiträgen von EWA GWIAZDOWSKA, DARIUSZ KACPRZAK und VOLKER PROBST, Stettin/Szczecin 2014. [Anna Kozak] 223

REZENSIONEN

Roswitha *Wisniewski*, Geschichte der deutschen Literatur Pommerns. Vom Mittelalter bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts. In Zusammenarbeit mit Grit *Schwarzkopf*. – Berlin (Weidler) 2013. – 459 Seiten. – ISBN 978-3-89693-588-5.

Für Roswitha Wisniewski, emeritierte ordentliche Professorin für ältere deutsche Sprache und Literatur an der Universität Heidelberg, stellt ihre 2013 veröffentlichte, fast 500 Seiten umfassende »Geschichte der deutschen Literatur Pommerns. Vom Mittelalter bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts« zweifellos den Höhepunkt ihres lebenslangen wissenschaftlichen wie persönlich unermüdlischen Engagements für die Bewahrung und Vermittlung der Literatur- und Kulturgeschichte Pommerns dar. Nicht hoch genug gewürdigt werden kann diese erste wissenschaftlich fundierte Gesamtchau auf die literarische Produktion des »verschwiegenen Landes«.¹ Umfang, Detailgenauigkeit und der gründliche, gemeinsam mit Grit Schwarzkopf erarbeitete Apparat qualifizieren die Literaturgeschichte zu einem Grundlagenwerk.

Nun mag dieses Urteil angesichts des recht schmalen, weil überschaubaren Bestands an regionalliterarischen Überblicksarbeiten relativierbar erscheinen. Immerhin erlebte diese Gattung nach 1990 eine gewisse »Blüte«. An das von Ludwig Giesebrecht (1824), Max Guhlke (1912) und Hans Ebel (1928/29)² zusammengetragene Material anknüpfend, erschienen zwei um neue Funde ergänzte und partiell mit modernem methodischem »Design« erarbeitete Darstellungen der Literaturverhältnisse der nordöstlichen Kulturlandschaft: der von Gunnar Müller-Wal-

deck herausgegebene Band »Pegasus am Ostseestrand. Zwischen Trave, Oder, Küste & Seenplatte« (1999) sowie die von Horst Hartmann verfaßte »Geschichte der Regionalliteratur Pommerns« (2010). An ihrem grundlegenden Defizit, dem eingeschränkten Gegenstandsreich, setzt Roswitha Wisniewskis Konzept an. Horst Hartmann spannt den Zeitbogen von 1500 bis 1932, seine Arbeit hat jedoch mit einem Umfang von »nur« 120 Seiten eher den Charakter einer informativen Übersicht.³ Gunnar Müller-Waldeck, zweifellos der Experte in der Erkundung, Vermessung und Kartierung der modernen literarischen Topographie unserer Region, folgt dem »Pegasus am Ostseestrand«, d. h., er entwirft den literarischen Raum topographisch in den Grenzen des heutigen Bundeslandes Mecklenburg-Vorpommern. Damit kann und muß er auf den hinterpommerschen und den Stettiner Raum verzichten. Die Anlage als »Streifzug«,⁴ programmatisch begründet mit der Ausrichtung auf den interessierten Laienleser, auf dessen Lust am Entdecken des Dichters (leider kaum der Dichterin) und seiner Lande, könnte dann auch dafür verantwortlich zu machen sein, daß die unter dem Schlagwort »Flucht und Vertreibung« firmierende Literatur, vorrangig in der alten Bundesrepublik entstanden, unbeachtet geblieben ist.⁵

Entsprechend präsentiert Roswitha Wisniewski in ihrer Literaturgeschichte »die literarische Überlieferung der gesamten Region, denn sowohl in Vorpommern [...] als auch in Hinterpommern, dem heute polnischen Gebiet östlich der Oder, jedoch mit dem westlich der Oder

1 Vgl. Pommern. Literatur eines verschwiegenen Landes (Literarische Landschaften, 8), hg. von Roswitha *Wisniewski*, Berlin 2007.

2 Literaturnachweise vgl. Roswitha *Wisniewski*, Geschichte der deutschen Literatur Pommerns. Vom Mittelalter bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts, Berlin 2013, S. 355.

3 Vgl. die Rezension von Karl-Heinz *Borchardt* in: Baltische Studien NF 97 (2011), S. 234–236.

4 Gunnar *Müller-Waldeck*, Epilog, in: Pegasus am Ostseestrand. Zwischen Trave, Oder, Küste & Seenplatte. Literatur & Literaturgeschichte in Mecklenburg-Vorpommern, hg. von Gunnar *Müller-Waldeck*, Rostock 1999, S. 277.

5 Vgl. die Sammelrezension von Roswitha *Wisniewski* in: Baltische Studien NF 86 (2000), S. 252.

gelegenen Stettin und seinem Umland, entstanden bemerkenswerte Beiträge zur deutschen Literatur.« Zur deutschen (hier wohl als deutschsprachig zu verstehen?) Literatur Pommerns rechnet die Verfasserin in Pommern entstandene Werke, literarische Texte, deren Autoren aus Pommern stamm(t)en, sowie Werke, in denen »pommersche Thematik behandelt wird«. Damit gemeint ist das »mächtige Aufblühen der Erinnerungskultur«,⁶ bezogen auf die (geo)politisch verschwundenen, in der bundesrepublikanischen Literatur nach 1945 literarisch-künstlerisch imaginierten »pommerschen« Räume bis zur heutigen gesamtdeutschen Literaturlandschaft. Neben dieser räumlichen Erweiterung bietet Roswitha Wisniewskis Literaturgeschichte auch Erweiterungen im literaturwissenschaftlichen Kernbereich: bei den Autoren und besonders Autorinnen sowie bei den Textsorten, hier besonders im Bereich der geistlichen Dichtung. Bei der Besprechung der literarischen Werke von Dichterinnen und Schriftstellerinnen zeigt sich klar ihre prinzipielle Arbeitsmethode: wenn die Forschungslage bei Texten (wie im Fall weiblicher Autoren) sehr mager ist oder ganz fehlt – immer verursacht durch wissenschafts- wie fachgeschichtliche Voreinstellungen –, ersetzen die eigene professionelle Lektüre und die literaturgeschichtliche Positionierung der gewonnenen Erkenntnisse das Fehlende. Respekt vor dem immensen Lesepensum, das Roswitha Wisniewski bewältigt hat! Sie läßt den Leser ihrer Literaturgeschichte insofern daran teilhaben, als sie diesem kontinuierlich Zitate, oft auch längere, aus dem jeweils abgehandelten literarischen Werk anbietet. Dieses gewählte Verfahren, vielleicht Resultat langjähriger universitärer Lehrtätigkeit, zeigt das Zustandekommen der Urteile – und ermöglicht gleichzeitig auch deren Überprüfung. Oft enden Ausführungen mit Fragen, auch hier zeigt sich sowohl die erfahrene Lehrende als auch die Forscherin.

Methodisch folgt Wisniewski einem Landsmann, dem zu Unrecht vergessenen Stettiner Kunsthistoriker Franz Theodor Kugler. Ins-

besondere betrifft das seine für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts bahnbrechende Methode der Verbindung der Kunstgeschichte mit der allgemeinen Geschichte. Sicher gibt es modernere literatur- oder kulturwissenschaftliche theoretisch-methodische Verfahren; diese haben jedoch ihre Praktikabilität für die Literaturgeschichtsschreibung, wenn sie solch große Zeiträume, wie sie Roswitha Wisniewski darstellt, erfassen will, noch nachzuweisen. Sicherlich bleiben in der Verzahnung der allgemeinen mit den konkreten Prozessen Wünsche offen; angesichts der Komplexität der Faktoren sowie der Voraussetzungen, unter denen die emeritierte Ordinaria ihr opus magnum erarbeitete, muß die vorgelegte Arbeit als durchgehend gelungen eingeschätzt werden.

In ihrem knapp gehaltenen, klar strukturierten und formulierten Vorwort legt die Autorin die Prinzipien der Stofforganisation dar: die in große Zeitabschnitte gegliederten Kapitel beginnen mit einer Charakteristik der historischen und kulturellen Ausgangslage als Kontext für die literarischen Werke (je älter die Zeiten, desto ausführlicher): das erste Kapitel erfaßt das Mittelalter (25 Seiten); das zweite Kapitel stellt die Literaturverhältnisse der Frühen Neuzeit, d. h. des 16. und des 17. Jahrhunderts, fundiert und ausführlich dar (93 Seiten); hier kann die Verfasserin auf vielfältige Forschungen der letzten 25 Jahre zurückgreifen und ihre eigene Spezialisierung fruchtbar machen. Im dritten Kapitel wird das 18. Jahrhundert abgehandelt (49 Seiten); die Literaturverhältnisse der beiden pommerschen Landesteile prägen sich sehr zeitversetzt und abgeschwächt in Entsprechung zu den Entwicklungen der kulturellen Zentren aus (Weimar, Jena, Berlin, Dresden usw.). Das vierte Kapitel ist dem 19. Jahrhundert gewidmet (60 Seiten); das fünfte dem 20. und dem beginnenden 21. Jahrhundert (80 Seiten).

Die Binnengliederung der ersten beiden Kapitel folgt den in der Literaturhistoriographie gängigen Kriterien: Gattungen und Textsorten, Autoren bzw. Autorinnen. Beginnend mit dem dritten Kapitel wird die Gruppierung offener, geistige und literarische Strömungen (Pietismus, Anakreontik) mit ihren Kennzeichen werden mit Autoren- und Werkpositionierungen belegt. Deutlich zeigt sich, wie schwierig die Klassifikation des nun immer umfangrei-

6 Vgl. Roswitha Wisniewski, Vorwort, in: *dtex*: Geschichte der deutschen Literatur Pommerns. Vom Mittelalter bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts, Berlin 2013, alle Zitate S. 15.

cheren und vielgestaltigeren Materials ist. Die Ordnungsmuster hängen hier in erster Linie vom literaturwissenschaftlichen Forschungsstand zu den Einzelwerken ab, der, wie der Blick in die jeweils zugeordneten bibliographischen Abschnitte zeigt (69 Seiten als Anhang), sehr unterschiedlich ist und mehr als die Arbeit mit den traditionellen Kategorien nicht zuläßt. Das letzte, umfangreichste Kapitel, das bis in die heutige Zeit reicht – es endet mit Eugen Ruges großem Zeit- und Familienroman »In Zeiten des abnehmenden Lichts« (2011) –, stellte für die Strukturierung sicherlich die größte Herausforderung dar. Die Binnengliederung der fünf Teilkapitel steht für die hier notwendigen, zugleich auch individuelle Lese- und Forschungsinteressen ausweisenden Schwerpunktsetzungen. Im ersten Abschnitt, »Dichtung im Kaiserreich des 20. Jahrhunderts und der Weimarer Republik« betitelt, sind die informativen Überblicke zu »Schriftstellerinnen als Verkörperung neuen Frauenlebens« sowie »Heimatchichtung und Mundartdichtung« herauszustellen. Eine Entdeckung der jüngsten Zeit dürfte der aus Stettin stammende »Flaneur« Franz Hessel (1880–1941) sein, der u. a. mit Walter Benjamin Marcel Prousts avantgardistischen Romanzyklus »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit« übertrug. Die »Zeit der nationalsozialistischen Diktatur« wird mit drei »[B]erühmte(n) Schriftsteller(n)« (S. 288) erfaßt, besser gestreift: mit Alfred Döblin, Ehm Welk und Rudolf Ditzen. Es sind größtenteils gut aufgearbeitete Autoren; eine Gesamtdarstellung der literarisch-kulturellen Verhältnisse während des Dritten Reiches fehlt, aber das gilt nicht nur für den pommerschen Kulturraum. Dagegen hat die daran anschließende »Literatur vom Ende des Zweiten Weltkriegs in Pommern« einen ausgesprochen hohen Stellenwert im Bandkonzept, und das nicht nur aufgrund ihrer Quantität. Wann, wenn nicht bei diesem Stoff »Flucht und Vertreibung, Erinnerung und Wiedersehen« (S. 304) gilt es, der heutigen Leserschaft Literatur als Zeugin der Zeitgeschichte, Zeugnis existentieller Erfahrungen sowie Medium individueller wie kollektiver Lebensbewältigung vorzustellen und für die Auseinandersetzung aufzubereiten. Es wäre diesem sehr lesenswerten, anregenden Buch zu wünschen, daß es mit seinem fachwissenschaftlichen Wert die kulturelle Identitäts-

stiftung vollbringe, zu der die deutsche Literatur Pommerns bisher auf vielfältige Art und Weise ihren Anteil geleistet hat.

Monika Schneikart, Greifswald

Die Zeit Karls IV. 1372–1378, bearbeitet von Ekkehart *Rotter* (Urkundenregesten zur Tätigkeit des Deutschen Königs- und Hofgerichts bis 1451, 10). – Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2014. – 600 Seiten. – ISBN 978-3-412-22435-6.

Jahrzehntelang galten Pommern und der Norden insgesamt als reichsfern. Blickt man einigermaßen unvoreingenommen in Editionen wie diese, erkennt man jedoch schnell, wie viele Berührungspunkte es zwischen dem Kaiser und dem Norden des Reiches gab und wie wenig dieses Verdikt stimmt. So treten z. B. am 23. März 1374 die pommerschen Herzöge Swantibor und Wartislaw von Stettin neben anderen Herzögen, Bischöfen, Grafen und Herren als Zeugen in einer Urkunde auf, die Kaiser Karl IV. den Bürgermeistern, Ratsherren und allen Bürgern Lübecks in Berlin ausstellt und in der er ihnen das Recht verleiht, sich in und um Lübeck an den Gütern von Räubern und Dieben schadlos zu halten, die ihren Handel gestört und / oder ihre Güter geraubt haben (Nr. 183 = Lübecker Urkundenbuch, IV, Nr. 223). Am 30. September 1374 wird in Nürnberg ein Vergleich zwischen Balthasar, Landgrafen in Thüringen und Markgrafen zu Meißen, sowie Swantibor, Herzog von Pommern-Stettin, beurkundet, der vom Kaiser vermittelt worden war. Beide versprechen einander, daß sie die von ihren Ehefrauen aus Franken mitgebrachte Mitgift an Schlössern, Burgen, Städten, Dörfern, Land oder Leuten nicht veräußern würden, bevor nicht ihre Ehefrauen Söhne oder Töchter haben würden. Falls eins der Kinder etwas aus der mütterlichen Mitgift verkaufen wolle, sollten sich die Aussteller gegenseitig darüber informieren und es zunächst dem jeweils anderen zum Kauf anbieten. Falls ein Dritter ein höheres Angebot unterbreite, solle der kaufende Aussteller sein Gebot entsprechend erhöhen. Auf diese Weise sollte gesichert

werden, daß die Mitgift an Dritte nur veräußert werde, wenn der jeweils andere Aussteller des Vergleichs zuvor erklärt habe, kein Interesse an dem Angebot zu haben. Sollte eine der Ehefrauen kinderlos versterben, sollte der Witwer ihre Mitgift bis zu seinem Tode nutzen dürfen. Nach seinem Tod würde es dahin fallen, wohin es rechtmäßig gehöre. Margarethe, die Gemahlin Balthasars, und Anne, die Gemahlin Swantibors, beurkunden, daß sie mit diesem Vergleich einverstanden seien. Die entsprechenden Urkunden sind in den Archiven von Dresden und Weimar noch vorhanden (Nr. 199). In weiteren Urkunden vom 20. Oktober 1374, ausgestellt in Bamberg, und vom 24. Oktober 1374, ausgestellt in Heidelberg, werden wir von der konkreten Teilung der Mitgift durch Burggraf Friedrich von Nürnberg informiert (Nr. 208 f.). Am 18. November 1377 in Herford taucht Swantibor dann neben Bischof Heinrich von Braunsberg, also dem ermländischen Bischof, und zahlreichen anderen Adligen als Zeuge eines Notariatsinstruments auf, das dem Kloster Herford alle alten Rechte bestätigt (Nr. 460). Am 14. Juli 1374 teilt Karl IV. mehreren Erzbischöfen, Bischöfen, Pfalzgrafen, Herzögen, Markgrafen, Landgrafen, Grafen und den Bürgern von 38 namentlich aufgeführten Städten, unter ihnen Stettin, mit, daß verschiedene namentlich genannte Bürger Erfurts in eine Jahr und Tag währende Reichsacht gesetzt worden seien, und weist sie an, die genannten Geächteten weder mit Unterkunft, Speis und Trank zu versorgen noch mit ihnen zu handeln oder Umgang zu pflegen. Wer dagegen verstoße, solle selbst geächtet werden. Warum die aufgeführten Städte in der angegebenen Reihenfolge genannt sind, erhellt nicht. Stettin folgt unmittelbar auf Frankfurt/Oder und steht direkt vor Lübeck, Rostock, Stendal und Bautzen (Nr. 495 = Urkundenbuch der Stadt Erfurt, II, Nr. 802). Kurz und gut: diese Edition liefert einige interessante Belege der Einbeziehung der pommerschen Herzöge und der Städte Stettin und Stralsund in die Strukturen des mittelalterlichen Reiches, die bisher für pommersche Landeshistoriker nur teilweise im Gesichtsfeld (Lübeker Urkundenbuch), teilweise nur in für sie eher abseitigen Urkundenbüchern greifbar (Urkundenbuch der Stadt Erfurt) oder sogar bisher unpubliziert waren.

Die verdienstvolle Reihe, die seit Jahrzehnten im Rahmen eines Mainzer Akademieprojektes alle erreichbaren Urkunden zur Tätigkeit des Königs- und Hofgerichts in Regestenform zugänglich macht, steht vor einer gewissen Zäsur. Ekkehart Rotter, der zahlreiche Bände der Reihe zuverlässig und in einer hohen Qualität bearbeitet hat, geht in den Ruhestand, Bernhard Diestelkamp, der verdiente Reihenherausgeber und -anreger, der die Bände seit mittlerweile zwei Jahrzehnten aus dem Ruhestand betreut, wird die Herausgabe an den Münsteraner Rechtshistoriker Peter Oestmann abtreten. In diesem Band stellt Rotter noch einmal 524 Urkunden im Regest vor. Die 96 Hofgerichtsurkunden wurden in Auerbach, Colditz, Eger, Elbogen, Erfurt, Frankfurt am Main, Guben, Lübeck, Mainz, Mühlberg an der Elbe, Nürnberg, Prag, Rothenburg ob der Tauber, Sulzbach, Tangermünde und Zwickau als Tagungsorten des Hofgerichts ausgestellt. Neben ihnen gibt es aber zahlreiche Spuren königlicher Gerichtsbarkeit, die u. a. in Lübeck, Lüneburg und Berlin als Pommern nächstgelegenen Orten ausgestellt wurden. Die in dem Band versammelten Stücke kommen aus 92 verschiedenen Bibliotheken und Archiven aus Belgien, Deutschland, Frankreich, den Niederlanden, Österreich und der Schweiz.

Die Regesten zeigen die lange Beschäftigung Rotters mit dem Metier, sicher und gewandt leitet er den Nutzer durch die Fülle der Überlieferung. Eine kundige Einführung gibt zunächst Einblicke in die wichtigsten Konflikte, ein Sach- sowie ein kombiniertes Orts- und Personenregister erleichtern den Zugang zur Überlieferung. Einziges Monitum des sorgfältig edierten Bandes ist die Sinnhaftigkeit der Zuordnung der Orte in die heutige Kreisstruktur, bei der Stettin auch noch fälschlich »Mecklenburg-Vorp., D.« zugeschlagen wurde. Eine Zuordnung zu den historischen Strukturen wäre hier wesentlich sinnvoller gewesen, auch weil diese sich nicht mehr im Zehnjahresrhythmus ändern. Ansonsten wird der Band seinen bleibenden Platz in der Forschung zu den königlichen Gerichten finden, der Pommernforschung sei er zur Kenntnisnahme und Nutzung empfohlen.

Nils Jörn, Wismar

Regesten zu den Briefregistern des Deutschen Ordens: die Ordensfolianten 2a, 2aa und Zusatzmaterial. Mit einem Nachdruck von Kurt *Lukas*. Das Registerwesen der Hochmeister des Deutschen Ritterordens, maschinenschriftl. Phil. Diss. Königsberg 1921, hg. und bearbeitet von Sebastian *Kubon* und Jürgen *Sarnowsky* (Beihefte zum Preußischen Urkundenbuch, 1). – Göttingen (V & R unipress) 2012. – 287 Seiten. – ISBN 978-3-8471-0019-5.

Das Buch stellt die ersten Ergebnisse eines DFG-Projekts vor, das die »Erschließung und virtuelle Rekonstruktion der älteren Register der Kanzlei des Deutschen Ordens« (S. 9) bezweckte. Ziel war es, die in den Ordensfolianten 2a, 2c, 3, 5, 6 und 8 bis 11 enthaltenen Abschriften von ausgegangenen Schreiben, bei denen es sich vor allem um solche der Ordenshochmeister handelt, als Regestenwerk herauszugeben. Diese Folianten, die sich im Historischen Staatsarchiv Königsberg (XX. Hauptabteilung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz zu Berlin) befinden, sind bzw. waren also sogenannte Auslaufregister oder Briefregister. In dem vorliegenden Band werden nur Regesten zum Folianten 2a sowie zum Folianten 2aa geboten, der Buchungen enthält, die sich auf die Gefangennahme Herzog Wilhelms I. von Geldern beziehen und die in der weit überwiegenden Mehrzahl auch im Folianten 2a enthalten sind. Die Regesten zu den übrigen der obengenannten Folianten sollen in weiteren Bänden gedruckt werden.⁷

Der Gesamtbestand der Ordensfolianten im Staatsarchiv Königsberg betrug, nachdem im Laufe der Archivgeschichte bereits Lücken gerissen worden waren, bis 1944/1945 etwa 400 Bände. Im Zuge der Rettung des Staatsarchivs sind weitere Folianten abhanden gekommen und heute verschollen (wenn nicht vernichtet). Das Fehlen der Folianten 5 und 8 bis 11 hat

Kurt Forstreuter als die »empfindlichste Lücke« des gesamten Deutschordensarchivs bezeichnet. Man versteht diese Einschätzung, wenn man sich klarmacht, daß diese Briefregister fast ausschließlich Buchungen zu auswärtigen Betreffenden enthalten bzw. enthielten und die Ausfertigungen der hochmeisterlichen Schreiben in den Archiven der Empfängerseite im allgemeinen nicht anzutreffen sind (S. 33 f.). Dies dürfte auch für die Beziehungen zu den pommeresischen Herzögen gelten. Insofern sind die Folianten Quellen hohen Ranges auch für die pommerische Geschichte.

Die Ordensfolianten 2a, 2c, 3, 5, 6, 8 bis 11 stellen bzw. stellten Briefregister der Hochmeister dar, die die Zeit von 1389 bis 1422 fast lückenlos abdeckten. Das Fehlen der meisten dieser Folianten beraubt uns wertvoller Information aus den Jahren nach der Schlacht bei Tannenberg. In der Mitte des 15. Jahrhunderts bricht die Registerführung in der Kanzlei des Deutschen Ordens ab und wird erst ganz am Ende des Jahrhunderts wieder aufgenommen.

Vor dem Abdruck der Regesten, die natürlich den Kern des Buches darstellen (S. 109–210), befindet sich eine sehr ausführliche Einleitung. Diese gliedert sich in sechs Abschnitte. Im ersten wird die grundsätzliche Fragestellung dargelegt, und es werden die Grundsätze der Regestierung ausführlich dargelegt und erläutert, was sehr begrüßenswert ist (S. 21–26). Man erkennt, daß sie auf äußerst gründlichen Überlegungen und Abwägungen beruhen. Für ähnliche Vorhaben können sie sicherlich wertvolle Anregungen und Hinweise geben. Durch auch im Druckbild, etwa durch stärkere Absatzbildung, zum Ausdruck kommende sinnvolle Gliederung böten sie sich weit übersichtlicher dar, als das jetzt leider der Fall ist. Es folgt im zweiten Abschnitt ein Überblick über die Geschichte des Hochmeisterarchivs (S. 27–33). Im dritten Abschnitt wird die Stellung der Briefregister innerhalb des Bestands der Ordensfolianten erläutert (S. 33–35) – hier wären klare Formulierungen wünschenswert gewesen. Im vierten Abschnitt wird die Art und Weise dargestellt, wie ungedruckte und gedruckte Findmittel herangezogen wurden, um den Inhalt der verschollenen Register und auch die ursprüngliche Bindung der Register zu rekonstruieren (S. 35–41).

7 Mittlerweile ist erschienen: Regesten zu den Briefregistern des Deutschen Ordens II. Die Ordensfolianten 8, 9 und Zusatzmaterial. Mit einem Anhang: Die Abschriften aus den Briefregistern des Folianten APG 300, R/LI, 74 (Beihefte zum Preußischen Urkundenbuch, 2), hg. und bearbeitet von Sebastian *Kubon*, Jürgen *Sarnowsky* und Annika *Souhr-Könighaus*, Göttingen 2014, 360 Seiten (ISBN 978-3-8471-0305-9).

Im fünften Abschnitt, der von besonderer Bedeutung ist, werden die Folianten 2a und 2aa ausführlich beschrieben (S. 42–58). Die Register waren bei ihrer Entstehung in losen Lagen geführt worden, die erst, nachdem der Deutschordensstaat in Preußen sein Ende gefunden hatte, doch noch vor der Mitte des 16. Jahrhunderts, gebunden wurden. Wenn schon im losen Zustand Verluste eingetreten waren oder die Ordnung durcheinandergelassen war, wurde dies durch die Bindung verfestigt. 1876, als der Königsberger Archivar Rudolf Philippi u. a. den bisherigen Hochmeisterregistrator I in die Folianten 2a und 2aa auseinandernahm, hat er im Zuge dieser Umbindung von Ordensfolianten Konzepte aus den Briefregistern entfernt und ins Ordensbriefarchiv eingeordnet. Er verfolgte damit wohl die Absicht, den Registern einen eindeutigen Schriftgutcharakter zu geben.

Der jetzige Foliant 2aa, ein Sexternio, war bis 1876 in den jetzigen Folianten 2a eingebunden. Die in 2aa enthaltenen Eintragungen stellen eine 1391 in einem Zuge vorgenommene Abschrift von Eintragungen dar, die sich in 2a befinden bzw. befunden haben. Sie betreffen ausschließlich die auch zur Geschichte Pommerns gehörende Gefangennahme des Herzogs Wilhelm I. von Geldern. Dennoch hat 2aa insofern einen Eigenwert, als der Sexternio zu einer Zeit beschrieben worden ist, da die Lagen, von denen die betreffenden Buchungen abgeschrieben wurden, noch vollständig waren. Deshalb bietet 2aa für einige Schreiben den vollen Wortlaut, während sich die Abschriften dieser Schreiben in 2a nur fragmentarisch finden (S. 51), und drei Buchungen finden sich sogar ausschließlich in 2aa.

Aus dem Folianten 2a ist 1876 ein Blatt, auf dem sich Konzepte von zwei Schreiben wahrscheinlich des Hochmeisters Konrad von Jungingen befinden, herausgeschnitten worden und ins Ordensbriefarchiv eingeordnet worden (heutige Signatur: OBA 509). Aus dem Folianten 2c, dessen Auswertung einem späteren Buch vorbehalten ist, sind auf diese Weise sogar zehn Schreiben, die die Entstehungsstufe des Konzepts aufweisen, umgeordnet worden. Damit sollte wohl, wie gesagt, den Briefregistern ein »innerlich einheitlicheres Aussehen« (S. 53) verliehen werden. Ob man archivisch damit dem Ordnungszustand der Register, wie er bestand,

bevor die Lagen gebunden wurden, näher gekommen ist, wäre noch zu prüfen. Da die chronologische Reihenfolge der Doppelblätter innerhalb der Lagen im alten Registranten gestört war, hat Philippi bei der Neubindung überdies mit viel Scharfsinn versucht, die ursprüngliche Reihenfolge herzustellen (S. 57).

Bevor die Lagen, die heute die Folianten 2a und 2aa ausmachen, zwischen 1525 und der Mitte des 16. Jahrhunderts (S. 56) in einem Registranten, der später und bis 1876 die Signatur Hochmeisterregistrator I führte, zusammengebunden wurden, waren, wie eine Hochrechnung ergibt, bereits acht bis zehn Blatt verlorengegangen, ja, es scheinen schon damals ganze Lagen verschollen gewesen sein; diese Vermutung läßt sich heute aber nicht mehr beweisen (S. 55).

Das ganz Besondere an dem Vorhaben ist die Tatsache, daß die Folianten 5 und 8 bis 11 seit 1945 nicht mehr zur Verfügung stehen, also im Historischen Staatsarchiv Königsberg nicht vorhanden sind. Der Inhalt der verschollenen Bände mußte also aufgrund von Zweitüberlieferung oder Sekundärüberlieferung erschlossen werden. Vor allem zwei Findbücher (Findbuch 65 u. a. für die Folianten 2a, 2 c, 3, 5, 6 und Findbuch 66 u. a. für die Folianten 8 bis 11), die in den Jahren, da das Staatsarchiv Königsberg in Göttingen lagerte (bis 1978/79), aufgrund noch in Königsberg erstellter Regestenzettel – Findbuch 66 aufgrund zwischen 1876 und 1887 bzw. 1921 erstellter Regestenzettel – geschrieben worden sind, waren hilfreich (S. 36 f.), wenngleich sie wegen vorher eingetretenen Verlusts von Zetteln – allerdings geringe – Lücken aufweisen (in bezug auf die verschollenen Folianten läßt sich natürlich überhaupt nicht mehr feststellen, inwieweit die Findbücher lückenhaft sind). Daneben war das Findbuch 90 nützlich. Um allfällige Sekundärüberlieferung zu erschließen, wurden Recherchen in zahlreichen Archiven des Ostseeraums und darüber hinaus angestellt, die als Empfängerarchive in Frage kommen. Diese Ermittlungen schildert der sechste Abschnitt (S. 59–77). Vor allem versuchte man, in Archiven und Bibliotheken Sammlungen von Abschriften von Königsberger Archivalien zu ermitteln. In der Tat sind vor allem im 19. Jahrhundert, größtenteils durch den Archivdirektor Johannes Voigt (1786–1863) selbst oder zumindest unter dessen Aufsicht,

in erheblicher Zahl für auswärtige Bearbeiter landschaftlicher Urkundenbücher Abschriften aus dem Deutschordensarchiv gefertigt worden. Besonders im Staatlichen Archiv zu Wilna wurde man fündig. Dort befinden sich zwei Bände mit Abschriften, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts für den polnisch-litauischen Historiker Theodor Narbutt hergestellt worden sind. Diese zwei Bände enthalten etwa 360 Abschriften von Schriftstücken aus dem Königsberger Archiv. Naturgemäß handelt es sich in der Mehrzahl nicht um Abschriften von Buchungen, die sich in den verschollenen Briefregistern befanden, doch ließen sich immerhin zahlreiche Buchungen rekonstruieren (S. 67). Der umfangreichen Einleitung schließen sich Verzeichnisse an, darunter ein sehr wertvolles Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 82–93) und ein Verzeichnis der Foliateninhalte nach Seiten (S. 94–108). Ein solches Verzeichnis bietet erstens einen raschen Überblick über die 161 Regesten und ist zweitens auch erforderlich, weil das Regestenwerk chronologisch aufgebaut ist, die Buchungen im Folianten 2a jedoch nur grob chronologisch aufeinander folgen. Das Verzeichnis dient also auch als Konkordanz von Regestennummern und Seitenzahlen. Fast alle der im Folianten registrierten – Registrierung ist etwas anderes als »Regestierung« (S. 55, 58) – 160 Schriftstücke – da ein inseriertes Schriftstück eigens registriert ist, handelt es sich um 161 Regesten – sind Schreiben eines Hochmeisters bzw. eines Hochmeisterstellvertreters. Auf die Beziehungen des Deutschordensstaates zu Pommern entfallen 40 Schreiben, vorwiegend an die Herzöge Wartislaw VII. und Bogislaw VIII. von Pommern-Stolp gerichtet (S. 44). Auch pommersche Städte (Nr. 22, 55, 91, 125, 148) und das Stift Kammin sind Adressaten (S. 84). In vielen Buchungen spiegelt sich das Verhältnis zu Polen und zu Masowien, die Beziehungen zu den skandinavischen Reichen schlagen sich in zehn Buchungen nieder. Die Ersetzung von Personennamen durch persönliche Fürwörter (Pronomina) kann in Regesten zu Unklarheiten und Verwirrung des Lesers führen. Das ist auch hier in vielen Regesten der Fall. Es wäre um der Eindeutigkeit willen besser gewesen, dort, wo ein Fürwort keine eindeutige Zuordnung herstellt, den Namen zu wiederholen. So ist in vielen Sätzen nicht auf den ersten

Blick einsichtig, von wem gerade die Rede ist, etwa ob vom Aussteller oder vom Empfänger. Der Regestenverfasser liebt Infinitivkonstruktionen und verwendet solche auch dort, wo sie die deutsche Grammatik nicht zuläßt. Insbesondere ist nach den *verba dicendi* »mitteilen« (Regest 26, 35, 43, 47, 52, 53, 62, 64, 69, 70, 71, 72, 73, 76, 83, 86, 87, 88, 90, 91, 92, 94, 95, 97, 99, 100, 107, 113, 141, 159), »schreiben« (Regest 35, 51, 79), »antworten« (Regest 29, 48, 100, 109, 110), »erinnern« (Regest 19, 111, 114, 127), »bestätigen« (Regest 112, 122), »melden« (Regest 90, 91, 129) nur ein Objektsatz, entweder mit »daß« eingeleitet oder uneingeleitet als verkappter Gliedsatz, möglich, eine Infinitivkonstruktion aber nicht. Auch das Wort »Nachricht« erlaubt es nicht, eine Infinitivkonstruktion daran anzuschließen. Auch nach »danken« ist eine Infinitivkonstruktion nicht möglich (Regest 158). Das ist schauerliches Deutsch! Merkwürdig ist, daß die gekürzten einen Ortsnamen bezeichnenden lateinischen Adjektive stereotyp mit der Genitiv-Singular-Form aufgelöst sind, obwohl fast ausschließlich eine Dativ-Form geboten wäre, fallweise ein anderer Kasus. Also z. B. schon Regest 1: »Littera missa duci Stetinen[sis]« statt richtig: duci Stetinen[si] (so auch Regest 12, 19, 71, 80, 90 usw.). In Regest 48 und 49, 51, 52, 53 wäre richtig: Ducibus Stolpen[sibus], in Regest 57: clientibus in terra Stolpen[si]. Ebenfalls falsch aufgelöst wird in Regest 84 bzw. 86 bzw. 87 das lateinische Eigenschaftswort zu Kammin bzw. Oppeln bzw. Oels und Liegnitz. In Regest 7 wäre richtig: consulibus Wrat[islaviensibus]. In Regest 94 wäre richtig: littere precedent[i]. In Regest 91 ist wohl richtig zu lesen: mutatis mutandis pro qualibet persona. Dort kann auch »signo tal« schwerlich stimmen, ebensowenig in Regest 92 die Lesung der Angabe zur Anlage des Schreibens und in Regest 156 »praed[ic]ta[e]«. In Regest 159 dürfte »commissio« nicht richtig gelesen sein. S. 203: richtig »ex parte duci«. Ein Personenindex und ein Ortsindex schließen sich an (S. 211–220). Die Konkordanzen, die die Paginierung des Hochmeisterregistratoren I und die Paginierung des Folianten 2a in beiden Richtungen vergleichen lassen, machen deutlich, daß im Hochmeisterregistratoren I ganze Lagen falsch eingebunden waren (S. 222–232). Im Anhang wird die Königsberger Dissertation von Kurt Lukas über »Das Registerwesen der

Hochmeister des Deutschen Ritterordens« abgedruckt (S. 233–287). Das ist sehr zu begrüßen. Die maschinenschriftliche Arbeit aus dem Jahre 1921 ist schwer zugänglich und ist, auch wenn manches von Lukas seinerzeit falsch gesehen worden ist und sie durch neuere Erkenntnisse in manchem überholt ist, vor allem insofern bleibend wertvoll, als sie Beschreibungen der heute verschollenen Folianten gibt.

Einige Worte seien zum sprachlichen Gewand, in das die Darlegungen gehüllt sind, angefügt. Einiges ist dazu bereits oben gesagt. Das Deutsch ist stellenweise nachlässig, unangebracht salopp (z. B. S. 37, Zeile 6/7, S. 57, Zeile 10), an vielen Stellen kraus, d. h. grammatikalisch falsch. Das ist eine Zeiterscheinung, wohl eine Generationenfrage. Seite 29: richtig: als einem räumlich festen Lagerort. Besondere Schwierigkeiten bereitet der Genitiv, besonders die Bildung der Genitivformen von Relativpronomina: S. 44, 125: »wegen derer«, S. 156: »wegen dem Andreas«, S. 163, 173: »aufgrund derer«. Völlig verunglückt sind die auf S. 137 zweimal vorkommende Wendung »sich eine Abschrift [...] vorlegen haben zu lassen« und der Satz S. 147, Zeile 14 bis 16.

Bei dem Buch handelt es sich um eine auch in methodischer und damit über das Besondere der örtlichen Bedingtheit hinausgreifender Hinsicht sehr wertvolle Veröffentlichung zur Geschichte der Schriftgutverwaltung, zur Archivgeschichte, zur Geschichte des Deutschen Ordens und des Ordenslandes Preußen bzw. Ost- und Westpreußens. Auch die pommersche Landesgeschichte vermag daraus Nutzen zu ziehen. Es ist zu hoffen, daß es gelinge, das weitgespannte Arbeitsvorhaben der Erschließung der ältesten Briefregister der Hochmeister des Deutschen Ordens tatsächlich in absehbarer Zeit zu einem guten Ende zu führen.

Rudolf Benl, Erfurt

Ane L. *Bysted*, Carsten Selch *Jensen*, Kurt Villads *Jensen*, John H. *Lind*, Jerusalem in the North. Denmark and the Baltic Crusades, 1100–1522 (Outremer, 1). – Turnhout (Brepols) 2012. – XIV und 393 Seiten mit 57 Abbildungen, 4 Stammtafeln und 5 Karten. – ISBN 978-2-503-52325-5.

Was ist eigentlich ein Kreuzzug?⁸ Sind Kreuzzüge nur die bewaffneten Pilgerfahrten europäischer Christen vom Ende des 11. bis ins 13. Jahrhundert zur Beseitigung der muslimischen Herrschaft im Heiligen Land? Oder sind auch alle anderen Kriege, die mit päpstlicher Approbation gegen Ungläubige und Ketzler überall auf der Welt geführt worden sind, Kreuzzüge? Diese breite Definition liegt jedenfalls dem Buch der vier dänischen Autoren zugrunde, das den Anteil Dänemarks an den Feldzügen zur Christianisierung der Ostseeslawen, der Prußen, der Litauer, der Liven und der Esten vom Beginn des 12. bis ins 16. Jahrhundert zum Thema macht.

Nach einer kurzen Betrachtung der skandinavischen Beteiligung an den Kreuzzügen ins Heilige Land und nach einer Gegenüberstellung von engem »exklusivistischem« und breitem »inklusionistischem« Kreuzzugsbegriff, wie ihn die vier Autoren benutzen (Kapitel 1), bildet die Darstellung einen ersten Schwerpunkt auf den Feldzügen zur Wendenmission im 12. Jahrhundert, bei denen die Dänen je nach den Umständen mit dem sächsischen Adel kooperierten oder konkurrierten (Kapitel 2 und 3). Die Autoren beleuchten die dänisch-slawischen Beziehungen, zeichnen den unterschiedlichen Verlauf der christlichen Mission in Dänemark und bei den Ostseeslawen nach und können zeigen, wie Bernhard von Clairvaux dem Wendenkreuzzug von 1147 eine neue Dimension verlieh: Nicht mehr nur die Bekämpfung, sondern auch die Bekehrung der Ungläubigen bildete fortan das Ziel der Kreuzzugsbewegung (S. 46–52). Daß sich die dänischen Kreuzzüge bis in die 1180er Jahre auch gegen formal christliche Völker und Herrschaften richteten, etwa gegen das Herzogtum Pommern, wird dabei keineswegs verschwiegen (S. 53–55, 81–85).

In den folgenden Kapiteln verschiebt sich der Schwerpunkt der Darstellung vom südlichen in den nördlichen und östlichen Ostseeraum, wo die Dänen auf starke Konkurrenten stießen, in Finnland auf die Schweden, in Livland und Preußen auf die deutschen Bischöfe von Riga und später auf den Deutschen Orden (Kapitel 5 bis 7). Anders als die Dänen konnten sich ihre

8 Vgl. Ernst-Dieter *Hehl*, Was ist eigentlich ein Kreuzzug? in: *Historische Zeitschrift* 259 (1994), S. 297–336.

Konkurrenten bei ihrer Expansion auf die Ansiedlung von Kolonisten stützen. Die Dänen setzten sich seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts im nördlichen Estland durch (Kapitel 9), bis ihre Aktivitäten durch die Gefangenschaft König Waldemars II. 1223–1225 ins Stocken gerieten. Das daraus resultierende Machtvakuum machte sich dann vor allem der Deutsche Orden zunutze, dem ein eigenes Kapitel von seinen Anfängen im Heiligen Land bis zu seinen Aktivitäten als Siedlungsunternehmer, Burgenbauer und Städtegründer in Preußen gewidmet ist (Kapitel 11). Nach seiner Niederlage gegen die norddeutschen Fürsten 1227 konnte Waldemar seine baltische Kreuzzugspolitik zunächst wiederaufnehmen und einigte sich 1238 unter päpstlicher Vermittlung mit dem Deutschen Orden auf eine Teilung der jeweiligen Einflußgebiete. Königlich dänische Vasallen nahmen an den vom Papst geförderten Feldzügen gegen die russisch-orthodoxen Fürstentümer Nowgorod und Pskow teil, bis sie gemeinsam mit dem Deutschen Orden 1242 auf dem Peipussee den Russen unterlagen (Kapitel 12). Erst in den folgenden Jahrzehnten, während der Bruderkriege unter Waldemars Nachfolgern, wandten sich die königlichen Vasallen im Herzogtum Estland – in der Mehrzahl deutsche Adelige – vom dänischen Königtum ab und lehnten sich an den Deutschen Orden an (Kapitel 14). Die seit den 1290er Jahren betriebenen Versuche von König Erik Menved, wieder an das Ostseereich seiner Vorgänger anzuknüpfen, erwiesen sich als kostspielige Träume (Kapitel 15). Es war daher nur folgerichtig, daß sich König Waldemar Atterdag nach der zwischenzeitlichen Auflösung der dänischen Monarchie und nach mehrfachen Verpfändungen Estlands dazu entschloß, das estnische Herzogtum 1346 an den Deutschen Orden zu verkaufen (Kapitel 16). Der Verkauf beendete Dänemarks Rolle als Kreuzfahrerstaat (»crusading state«, S. 328), selbst wenn die Autoren damit fortfahren, die vielen, bis in die 1520er Jahre reichenden, doch nicht realisierten dänischen Kreuzzugspläne gegen die Litauer, den Deutschen Orden, die Türken und zuletzt gegen die aufständischen Schweden aufzuzählen, bei denen sich der Kreuzzugsbegriff immer weiter verwischt (Kapitel 17).

Einen instruktiven Einschub in die vorwiegend chronologisch angelegte Darstellung liefert ein Abschnitt über die institutionelle Organisation

der Kreuzzüge und über deren Auswirkungen auf die dänische Gesellschaft. Die Aspekte reichen von der Kreuzzugspredigt über Ausrüstung, Finanzierung und rechtliche Situation der Kreuzfahrer bis zur Militarisierung der dänischen Gesellschaft durch den Bau von Befestigungen, durch die Bildung von Milizen und Ritterorden und durch die Umwandlung des dänischen Aufgebotswesens (*leding*) zu einem schlagkräftigen Angriffsinstrument unter königlichem Befehl. Parallel dazu wandelte sich die Haltung nicht nur der dänischen Kirche gegenüber dem Krieg von der Verhängung von Bußstrafen für kriegerische Gewalt zur Verheißung von Ablass für die Teilnahme an päpstlich sanktionierten Kriegszügen gegen die Heiden (Kapitel 4). Weiter aufgelockert wird die Darstellung durch unregelmäßig eingestreute Themenkästen, die einige ausgewählte Begriffe und Konzepte (wie den Kreuzzugsbegriff, die Wenden, Finnen), historische Persönlichkeiten (wie Bernhard von Clairvaux) und Hintergründe (z. B. zu den rügischen Gottheiten und zur Legende vom Priesterkönig Johannes) zu kleinen lexikalischen Artikeln vertiefen.

Pommersche Geschichte berührt das Buch vor allem in den ersten Kapiteln über die Wendenzüge des 12. Jahrhunderts. Die Bedeutung des Corveyer Patrons St. Veit für die christliche Mission in Dänemark und Rügen wird ebenso gewürdigt (S. 25–28) wie die pommerschen Missionsreisen Ottos von Bamberg in den 1120er Jahren und die Rolle, die sie im Streit der Erzbistümer Hamburg-Bremen und Lund um die Missionshoheit im Ostseeraum gespielt haben (S. 32 f., 36 f.). Die Eroberung Arkonas, einen Höhepunkt der dänischen Kreuzzugsgeschichte (S. 66–74), datieren die Autoren abweichend von der dänischen Geschichtswissenschaft ins Jahr 1168, wie es in Deutschland üblich ist, aber leider ohne Verweisung auf den einschlägigen Aufsatz von Ralf-Gunnar Werlich zu diesem Thema.⁹ Ungewöhnlich erscheint die Interpretation der pomoranischen und rü-

9 Ralf-Gunnar *Werlich*, Der Fall Arkonas – Datierung und nationale Geschichtsschreibung, in: Pommern. Geschichte – Kultur – Wissenschaft. 3. Kolloquium zur Pommerschen Geschichte, 13.–14. Oktober 1993; Pommern im Reich und in Europa, hg. von Ralf-Gunnar *Werlich* und Horst *Wernicke*, Greifswald 1996, S. 31–66.

gischen Götterkulte als synkretistische Umgestaltungen christlicher Heiligenverehrung, der sich die Autoren anschließen (S. 53–55, 76–81). Zwar können sie sich dafür schon auf zeitgenössische Chronisten (Helmold, Saxo) berufen, aber sie weisen gleichzeitig darauf hin, daß diese Chronisten darauf angewiesen waren, die Slawen als Apostaten und Synkretisten zu charakterisieren, da sich nur so das theologische Verbot der Zwangstaufe umgehen ließ (S. 46–53). Bei der Schilderung der dänischen Estlandzüge darf natürlich das entscheidende Engagement von Rügenfürst Wizlaw I. in der Schlacht von Lyndanise im Jahre 1219 nicht fehlen (S. 203 f.). Zwar schießen die Autoren an einigen Stellen insofern über den gesicherten Forschungsstand hinaus, als sich eine dänische Abstammung der Bischöfe Siegfried (1186–1191) und Sigwin (1191 bis 1219) von Kammin (S. 83) ebensowenig eindeutig belegen läßt wie die Herkunft des ersten Prußenbischofs Christian (1215–1245) aus den dänisch beeinflussten Klöstern Kolbatz und Oliva (S. 232). Dafür finden dann aber auch seltener erwähnte Aspekte dänisch-pommerscher Geschichte Beachtung wie das für die Mission Ottos von Bamberg typische St. Adalbert-Patrozinium einer Kirchenwüstung auf der dänischen Insel Ærö (S. 33), die dänische Kontrolle über das Land Schlawe in den 1220er Jahren (S. 229) und der Livlandzug des dänischen Vasallen Wizlaw II. von Rügen 1281/82 zur Unterstützung des Deutschen Ordens (S. 293).

Das Buch ist aus einem Forschungsprojekt an der Süddänischen Universität (SDU) in Odense hervorgegangen, zu dem sich die drei Mittelalter- und Kirchenhistoriker Carsten Selch Jensen, Kurt Villads Jensen und John Lind mit der Nachwuchsforscherin Ane Bysted zusammengeschlossen hatten, die im Rahmen dieses Projekts auch ihre Dissertation verfaßt hat. Die so entstandene Gemeinschaftsarbeit präsentiert sich als einheitliches Werk, das sich in der gelungenen englischen Übersetzung flüssig und verständlich liest. Die dänische Originalausgabe erschien bereits 2004,¹⁰ und leider haben sich die Autoren dafür entschieden, die seit 2006 erschienene Literatur nur noch ausnahmsweise in die Übersetzung einzuarbeiten (S. XIV). Des-

halb zitieren sie die Chronik des Saxo Grammaticus immer noch nach der älteren Edition von 1931 anstatt nach der aktuellen zweisprachigen Ausgabe (lat.-dän.) von 2005, und für die Viten Ottos von Bamberg greifen sie auf die MGH-Editionen des 19. Jahrhunderts zurück statt auf die zweisprachige Auswahl-Edition (lat.-dt.) der Freiherr-vom-Stein-Gedächtnisausgabe, die sie für andere Chroniken (Helmold von Bosau, Heinrich von Livland) durchaus benutzen.¹¹ Der Verzicht auf die Editionen und Literaturtitel der letzten Jahre ist der Eignung des Buchs zur Studienlektüre ebenso abträglich wie die Neigung der Autoren, ganze Textabschnitte ausschließlich aus Quellen zu belegen, so daß der Leser nicht immer überprüfen kann, wo die Autoren eigene Ideen entwickeln und wo sie anderen Wissenschaftlern folgen (z. B. S. 23 bis 30 zum dänisch-wendischen Verhältnis, S. 94 bis 99 zur Ausrüstung der Kreuzfahrer). Trotzdem liefert das Buch eine breit angelegte und angemessen illustrierte Übersicht über die intensive Wirkungsgeschichte der Kreuzzugs-idee im Ostseeraum und kann aus seiner skandinavischen Perspektive gerade deutschen Lesern so manchen neuen Blick auf dieses Thema eröffnen.

Bengt Büttner, Marburg

Cezary *Kardasz*, Rynek kredytu pieniężnego w miastach południowego pobrzeża Bałtyku w późnym średniowieczu (Greifswald, Gdańsk, Elbląg, Toruń, Rewel) [Der Geldkreditmarkt in den Städten des südlichen Ostseeraums im späten Mittelalter (Greifswald, Danzig, Elbing, Thorn, Reval)]. – Toruń (Towarzystwo Naukowe w Toruniu) 2013. – 473 Seiten. – ISBN 978-83-61487-17-3.

10 John H. Lind, Carsten Selch Jensen, Kurt Villads Jensen, Ane L. Bysted, Danske korstog. Krig og mission i Østersøen, Kopenhagen 2004.

11 Saxo Grammaticus, Gesta Danorum. Danmarks-historien, hg. von Karsten *Friis-Jensen* mit Übersetzung von Peter *Zeeberg*. 2 Bände, Kopenhagen 2005. – Vitae sanctorum Episcoporum Adalberti Pragensis et Ottonis Babenbergensis historiam Germanicam et Slavicam illustrantes. Heiligenleben zur deutsch-slawischen Geschichte: Adalbert von Prag und Otto von Bamberg, hg. von Lorenz *Weinrich* unter Mitarbeit von Jerzy *Strzelczyk* (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, 23), Darmstadt 2005.

Die Thorner Dissertation, bei Roman Czaja entstanden, untersucht vergleichend die Entwicklung des Geldkreditmarkts in den fünf Städten Greifswald, Danzig, Elbing, Thorn und Reval im 14. und im 15. Jahrhundert. Die Untersuchung erfolgt auf dem Hintergrund der umfassenden Rezeption vor allem der deutschen Forschung, beginnend mit Ahasver von Brandt und Fritz Rörig zu Lübeck, dann der durch Rolf Sprandel angeregten Arbeiten aus den 1970er Jahren zum Rentenmarkt norddeutscher Städte (Hamburg, Stade, Lübeck, Kiel, Kolberg) und weiter der Studien von Hans-Jörg Gilomen zum spätmittelalterlichen Rentenmarkt. Von der polnischen Forschung liegen nur wenige Einzelstudien zu Warschau und Sieradz vor; größere Aufmerksamkeit hat die städtische Kreditwirtschaft in Schlesien (Breslau, Schweidnitz) und im Ordensstaat (Danzig, Elbing, Thorn) gefunden. Die Studie beginnt mit einem Einleitungsteil, in dem die formalrechtlichen Aspekte des Kreditmarkts systematisch abgehandelt werden; dabei werden zuerst die verschiedenen Kreditformen (unterschiedliche Rentenkäufe, Darlehen von Minderjährigen, Pfanddarlehen), die Formen der Kreditsicherung (Zahlungsanweisung, Pfand, Bürgschaft, Schuldbrief, Eid), die Verbuchung der Kredittransaktionen (verschiedene Arten städtischer Bücher), die Sprache (überwiegend Latein, seit der Mitte des 14. Jahrhunderts auch allmählich Eintragungen in deutscher Sprache, so in Elbing ab 1346, in Thorn ab 1363, in Reval ab 1375, in Greifswald ab 1385), die rechtlichen Normierungen zu Kreditgeschäften (von Seiten des Deutschen Ordens, städtischer Behörden und geistlicher Institutionen), Zeit und Ort für die Zahlung der Renten, die Auflösung des Kreditvertrags und die benutzten Währungen. Als Quellen wurden für die Untersuchung normative Quellen (Stadtrechte, Willküren), Stadtbücher, Grundbücher, Schöffenbücher, Kämmerer- und Rechnungsbücher, Testamente, Zins- und Abgabenverzeichnisse herangezogen.

Den Kern der Untersuchung stellen die Kapitel 2 und 3 dar, in denen die gesellschaftlichen bzw. die wirtschaftlichen Aspekte des Kreditmarktes analysiert werden. In beiden Kapiteln werden jeweils die Befunde für die einzelnen untersuchten Städte nacheinander vorgetragen. Bei den gesellschaftlichen Aspekten werden die verschiedenen städtischen Gruppen vorge-

stellt, die auf dem Kreditmarkt in Erscheinung traten. Für Greifswald konnten im Zeitraum 1330 bis 1442 3129 aktive Personen identifiziert werden; von diesen erteilten 1316 einen Kredit, 1582 verschuldeten sich, und 231 traten auf beide Weise auf. Wenn man, gestützt auf verschiedene Berechnungen, von etwa 4000 Einwohnern zu Beginn des 14. Jahrhunderts und bis zu etwa 8000 Einwohnern in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ausgeht, von denen etwa 50 % ohne Immobilien waren, mag die Zahl der auf dem Kreditmarkt Aktiven nicht groß erscheinen. Von diesen sind etwa zwei Drittel mit nur einem Kreditgeschäft erfaßt, während diejenigen, die mehr als fünfmal aktiv waren, nur einen Anteil von etwa 4 bis 6 % erreichen. Für Greifswald können sechs soziale Gruppen in der Stadt unterschieden werden. 228 Personen konnten der Gruppe der städtischen Elite, der Fernkaufleute und Ratsherren, zugeordnet werden, die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu den wichtigsten Akteuren auf dem Kreditmarkt zählten, den sie in hohem Maße zur Anlage freien Kapitals nutzten. Die mit 52 Personen kleine Gruppe der Einzelhändler (vor allem Krämer sowie Apotheker, Pferdehändler, Wirte) trat nur selten, in den meisten Fällen zur eigenen finanziellen Absicherung auf dem Kreditmarkt auf. Von der Gruppe der Handwerker wird bei 300 aktiven Personen angenommen, daß nur etwa insgesamt 15% auf dem Kreditmarkt aktiv waren, wobei sie zumeist Geld für Investitionen (Modernisierungen) suchten. Eine weitere nennenswerte Gruppe waren die Frauen (314), die insgesamt 10 % der Teilnehmer am Kreditmarkt darstellten, sowie die etwa gleich große Gruppe der Minderjährigen, die beide vorwiegend als Gläubiger auftraten. Relativ klein blieb die Bedeutung der Gruppe der Geistlichen und der kirchlichen Institutionen, die beide häufiger als Schuldner faßbar sind. Angehörige des städtischen Rats (47 mal) nutzten den Kreditmarkt in den meisten Fällen zur Aufnahme von Bargeld.

Im Kapitel 3 wird unterschiedlichen wirtschaftlichen Aspekten nachgegangen. Dabei geht es, und zwar für jede Stadt gesondert, um die Zahl der Kredittransaktionen, um deren Art, um die Verzinsung und den erzielten Profit und den Wert der einzelnen Geschäfte. Für Greifswald wurden für den gesamten Untersuchungszeitraum 3161 Kreditgeschäfte mit einem Gesamt-

wert von fast 28.000 wendischer Mark erfaßt, wobei starke jährliche Schwankungen beobachtet werden. Erst seit der Mitte des 14. Jahrhunderts erreichte der Umsatz – von wenigen Ausnahmen abgesehen – jährlich mehr als 2000 Mark, wobei es ab etwa 1390 auch mehrmals jährlich mehr als 4000 Mark waren. Fragt man nach der Art der Geschäfte, stellt man fest, daß es sich ganz überwiegend um Rentenkäufe handelt, die jedoch nur zu einem geringen Teil mit Immobilien verbunden waren. Die Verzinsung der Kredite, die nur anhand des Vergleichs des Kaufs und des Verkaufs von Renten ermittelt werden kann, belief sich bis etwa 1380 auf etwa 10%, verringerte sich dann auf bis zu 8%. Der jährliche Mittelwert der Kreditgeschäfte entwickelte sich bei steigender Tendenz von 26 Mark im Jahr 1332 auf fast 150 Mark im Jahr 1431, wobei Transaktionen von mindestens 100 Mark etwa die Hälfte aller Geschäfte und drei Viertel des gesamten Kapitals ausmachten. Abschließend stellt der Autor die Quellenbefunde für die fünf behandelten Städte neben die entsprechenden Angaben für weitere norddeutsche, livländische, schlesische und andere Städte, wobei deutlich wird, daß die Städte des südlichen Ostseeraums im Vergleich etwa mit Hamburg und Lübeck in dieser Hinsicht schwach entwickelt waren. Insgesamt waren lokale und regionale Faktoren für die städtische Wirtschaftsentwicklung und den Umfang des Kreditmarktes stark prägend. Seit den 1380/90er Jahren wirkte sich die krisenhafte europäische Wirtschaftskonjunktur auch in den Ostseestädten und auf die Kreditpraxis aus. Die Arbeit läßt anhand der ausgebreiteten Wirtschaftsdaten, die auf 47 Tabellen im Text sowie 59 ganzseitigen Diagrammen und 20 Tabellen im Anhang (S. 259–397) ausgebreitet werden, zu weiteren Beobachtungen ein. Sehr plausibel und überzeugend ist es dem Autor gelungen, die wirtschaftsgeschichtliche Erfassung und Auswertung des städtischen Kreditmarktes nicht auf eine Stadt zu beschränken, sondern die geographische Reichweite des damaligen Wirtschaftsraums (in teilweise hansischen Bezügen) nachzuzeichnen und dabei auch noch bestehende nationale und sprachliche Forschungsgrenzen zu überschreiten und dadurch einen wichtigen Aspekt des spätmittelalterlichen städtischen Wirtschaftslebens anschaulich

zu kontextualisieren. Trotz der übersichtlichen Gliederung wäre ein Ortsregister für die nicht hauptsächlich bearbeiteten Städte und ein Register von Sachbegriffen hilfreich gewesen.

Norbert Kersken, Marburg/Lahn

Doris *Bulach*, *Handwerk im Stadtraum. Das Ledergewerbe in den Hansestädten der südwestlichen Ostseeküste (13. bis 16. Jahrhundert) (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, NF 65).* – Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2013. – 264 Seiten, s/w-Abbildungen. – ISBN 978-3-412-20850-9.

Das zu rezensierende Buch stellt die Druckfassung einer im Sommersemester 2009 an der Philosophischen Fakultät I der Humboldt-Universität zu Berlin eingereichten und im November desselben Jahres erfolgreich verteidigten Dissertation dar. Der Ursprung liegt in einer 2001 begonnenen Mitarbeit der Autorin am interdisziplinären Projekt »Innovation und Professionalisierung des mittelalterlichen Handwerks im südlichen Ostseeraum« an der Ernst-Moritz-Arndt Universität zu Greifswald. Vom historiographischen Ansatz her ist die Arbeit dem sogenannten »spatial turn« zuzurechnen, d. h. der Raum in seinen unterschiedlichen Funktionalitäten ist Gegenstand der Untersuchung. Entsprechend sind die Hauptteile bezeichnet: »I. Rechtsräume des Handwerks«, »II. Wirtschaftsräume des Handwerks« und »III. Religiöse Räume des Handwerks«. Untersuchungsgegenstand sind die lederverarbeitenden Handwerksberufe in den Hansestädten Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald, mithin also der Kern des wendischen Quartiers der Hanse.

Eine relativ kurz gehaltene Einleitung definiert zunächst den Begriff des Raumes, präsentiert dann den Forschungsstand und die verwendeten Quellen, wobei auf archivalische Quellen für Lübeck komplett verzichtet wurde. Doris Bulach möchte dadurch, daß sie den physischen Raum als durch den durch das Agieren der Handwerker gebildeten sozialen Raum geprägt sieht, das Funktionieren der städti-

schen Gesellschaft im Mittelalter quasi von unten analysieren. Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch der Hinweis, daß der Mensch in mittelalterlichen Städten kaum oder gar nicht als Individuum, sondern als Gruppe präsent und sichtbar wurde. Ihr interdisziplinärer Ansatz manifestiert sich u. a. auch dadurch, daß sie neben ungedruckten und gedruckten schriftlichen Quellen auch archäologische Funde und Erkenntnisse der Kunstgeschichte in ihre Untersuchungen mit einbezieht.

Der erste Hauptabschnitt behandelt die rechtlichen Aspekte des lederverarbeitenden Handwerks. Meister und ihre Frauen, Gesellen und Lehrlinge werden hier untersucht, ebenso das rechtliche Verhältnis von Stadtobergkeit und Handwerk, aber auch Formen der Disziplinierung und der Mobilität. Schließlich geht die Autorin auf die Sichtbarkeit im Stadtraum ein, etwa in Form der Versammlungshäuser und der materiellen Ausstattung der Handwerksämter, des weiteren auch auf Sichtbarkeit bei der Organisation der Stadtverteidigung.

Der zweite und umfangreichste Hauptabschnitt untersucht die Stadt als Wirtschaftsraum in bezug auf das lederverarbeitende Handwerk. Vorgestellt werden die verschiedenen Produkte wie Schuhe, Handschuhe, Riemen, Beutel, Sättel u. a. Untersucht wird der Zugang zum Markt, sowohl zum Markt innerhalb der Stadt als auch zu auswärtigen Märkten. Ein weiterer Unterabschnitt behandelt die Produktionsstätten selbst, die sich für den untersuchten Handwerksbereich in allen Städten topographisch gut eingrenzen lassen, in Stralsund etwa in den Straßen Lobshagen und und Frankenstraße im südlichen Teil der Altstadt, in Greifswald in der Gerber- und der Weißgerberstraße. Es waren die besonderen Produktionsbedingungen, die dies notwendig machten.

Deutlich geringer im Umfang fällt der dritte Hauptabschnitt aus, der die Präsenz der Handwerksämter im religiösen Bereich zum Thema hat. Ganz knapp wird das Verhältnis von Amt und Bruderschaft gestreift, ausführlicher dagegen die Sichtbarkeit im religiösen Raum, etwa in Form von Kapellen, Altären, Kirchenstühlen, Grablegern u. a. Behandelt werden auch die Beteiligung an amtsfremden Stiftungen und schließlich die Verluste und Umdeutungen im Zuge der Reformation.

Im abschließenden Resümee werden die wichtigsten Untersuchungsergebnisse zusammengefaßt. In einer als rechtlich, wirtschaftlich und religiös verfaßten sozialen Raum verstandenen mittelalterlichen Stadt hatten sich die Handwerksämter eigene soziale Unterräume geschaffen, die in sich noch weiter gegliedert waren. Gebildet wurden sie zum einen durch den rechtlichen Rahmen, der aber keineswegs starr war, sondern Handlungsspielräume zur Ausgestaltung bot. Sichtbar gemacht wurde der soziale Raum in seinen verschiedenen Ausprägungen durch Gebäude und Ausstattungen, die, wie z. B. Kasse und Siegel, auch auf die Rechtsfähigkeit des Amtes hinweisen konnten.

Im Quellenanhang, der sich an die eigentliche Untersuchung anschließt, befinden sich keine Quellen aus den beiden untersuchten pommerschen Städten Stralsund und Greifswald. Das Literaturverzeichnis manifestiert den Umfang der Einarbeitung der Autorin in das behandelte Thema. Ungedruckte Quellen aus den Archiven wurden dagegen nur in geringerem Maße ausgewertet, was insbesondere für Lübeck damit begründet wurde, daß sonst der Rahmen der Untersuchung gesprengt worden wäre. Der Archivar mag das bedauern, aber eine sinnvolle Eingrenzung des zu untersuchenden Materials trägt auch dazu bei, daß Qualifikationsarbeiten überhaupt abgeschlossen werden können und nicht als ein in nicht mehr zu bewältigender Materialfülle bestehender Torso enden.

Das gesetzte Ziel der Untersuchung hat Doris Bulach zweifellos erreicht. Überzeugend sind ihr neue Sichtweisen auf das Funktionieren der mittelalterlichen Stadtgesellschaft gelungen.

Dirk Schleinert, Stralsund

Johannes Bugenhagen. Werke. Abteilung I: Reformatorische Schriften, Band I (1515/16–1524), hg. von Anneliese *Bieber-Wallmann*. – Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2013. – XLIII, 935 Seiten mit 19 Abbildungen. – ISBN 978-3-525-55441-8.

Der vorliegende voluminöse Band hat eine lange Vorgeschichte. Bereits bei den Vorbereitungen zu den Feierlichkeiten anlässlich des 500. Ge-

burttages von Johannes Bugenhagen im Jahre 1985 entstand der Gedanke, eine Werkausgabe des Reformators herauszugeben. Dieses immer wieder von der Forschung geäußerten Desiderats nahm sich der damalige Münsteraner Ordinarius für Kirchengeschichte Wolf-Dieter Hauschild (1941–2010) an. Unterstützt vor allem von seiner langjährigen wissenschaftlichen Mitarbeiterin Anneliese Bieber-Wallmann, betrieb Hauschild umfangreiche Vorstudien. Dabei wurde alsbald deutlich, daß man sich zunächst nur auf die kritische Edition der reformatorischen Schriften Bugenhagens konzentrieren könne und deshalb die Publikation seines Briefwechsels, des erhaltenen Predigtwerkes, der zahlreichen Kirchenordnungen sowie der zum Teil sehr umfangreichen Schriftkommentare hintenangestellt werden müsse. Für das Jahr 1999 wurde dann in mehreren Veröffentlichungen das Erscheinen des ersten Bandes einer Bugenhagen-Werkausgabe angekündigt. Von der jetzigen Herausgeberin – Hauschild übertrug 2008 Anneliese Bieber-Wallmann diese Aufgabe – werden in einem Vorwort ausführlich die vielfältigen Gründe für die Verzögerung erläutert. In der nachfolgenden Einleitung stellt sie detailliert und gut begründet die Editionsrichtlinien vor. Daß zudem noch ein ausführliches Literaturverzeichnis geboten wird, wäre angesichts der ebenfalls in den Einleitungen zu den Editionen der einzelnen Schriften gegebenen Literaturübersichten, die wiederum die vollständigen bibliographischen Angaben enthalten, jedoch nicht notwendig gewesen. Jene Einleitungen – die ersten vier von Hauschild, die übrigen von Anneliese Bieber-Wallmann verfaßt – sind stets klar gegliedert und geben einen fundierten Einblick in die Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte des jeweiligen Werkes.

Genau genommen enthält der nunmehr erste Band der »Reformatorischen Schriften« nur zum Teil Zeugnisse der reformatorischen Theologie Bugenhagens. Die ersten drei Werke, die in diesem Band ediert sind, stammen nämlich aus den Jahren, in welchen der Pomeranus noch als Schulrektor in Treptow an der Rega und als Lektor für Theologie am Belbucker Praemonstratenserstift tätig war, und damit aus der Zeit vor dessen reformatorischer Wende. Bugenhagens erste Publikation im Jahre 1515 oder 1516

war ein kurzes lateinisches Grammatikwerk, das auf Arbeiten des in Münster wirkenden niederländischen Humanisten Johannes Murmelius (1480–1517) basierte. Wohl zur gleichen Zeit gab Bugenhagen auch seinen Briefwechsel mit Murmelius in den Druck. Daß man die Wiedergabe der Briefe in diesen Band aufnahm, widerspricht der strikten Abgrenzung zu späteren Abteilungen der geplanten Werkausgabe. Gleiches gilt auch für die Publikation der sogenannten Belbucker Klosterpredigt, die der Pomeranus im Jahre 1519, wahrscheinlich jedoch erst 1520 gehalten haben dürfte und die ihn nun als Anhänger des Humanistenfürsten Erasmus von Rotterdam ausweist. Weil die Predigt wie auch der nachfolgende sogenannte Sendbrief an seine Treptower Schüler – das im Jahre 1521 in Wittenberg verfaßte erste Zeugnis einer nunmehr reformatorischen Theologie bei Bugenhagen – nur handschriftlich überliefert sind, wurden nicht wie bei den übrigen Werken die »editio princeps«, sondern das Manuskript Bugenhagens bzw. eine zeitgenössische Reinschrift zur Textgrundlage gewählt.

Gleichsam ein Buch im Buch stellt die 525 Seiten umfassende Edition der Passions- und Auferstehungsharmonie dar. Da alle Fassungen der Harmonie, die zu Lebzeiten Bugenhagens in lateinischer und deutscher Sprache erschienen waren, dabei sichtbar gemacht werden sollten, entschied man sich dafür, seine lateinische Handschrift aus der Treptower/Belbucker Zeit und die seit 1524 gedruckten lateinischen Fassungen parallel zu setzen. Zwar ist dadurch die theologische Entwicklung des Reformators im Laufe der Jahre sehr gut sichtbar gemacht, jedoch gibt es aufgrund fehlender Parallelaussagen eine Fülle von Leerseiten. Zudem wurden nachfolgend die seit 1530 erschienenen hochdeutschen und die seit 1531 gedruckten niederdeutschen Fassungen der Harmonie nebeneinander ediert. Gerade bei dieser Publikation zeigt sich die wohlüberlegte Einteilung der zwei Fußapparate. Im ersten sind jeweils alle Varianten anderer Drucke nachgewiesen, in einem zweiten Apparat, der durch einen Zweispaltendruck klar abgehoben ist, werden Zitatnachweise sowie Worterläuterungen gegeben.

Auch die im Jahre 1521 verfaßte »Epistola de peccato in spiritum sanctum«, die wohl erst 1524 im Druck erschien, wurde parallel mit der

hochdeutschen Übertragung aus dem gleichen Jahr abgedruckt. Ebenso wurde die 1524 erstmals gedruckte niederdeutsche Schrift »Christliche Lehre« der hochdeutschen Fassung von 1525 gegenübergestellt. Beide Werke sind Belege für die rasche Festigung einer nunmehr lutherisch geprägten Theologie bei Bugenhagen. Die drei weiteren edierten Werke bieten hochdeutsche Übersetzungen aus seinem Psalmenkommentar (Psalm 1 und Psalm 39) und aus der Paulus-Exegese (2. Thessalonicherbrief, Kapitel 2). Die Übertragungen stammen von anderer Hand und wurden auch nicht von Bugenhagen herausgegeben. Sie erschienen alle im Jahre 1524 und gehören somit zu den frühen Zeugnissen einer Rezeptionsgeschichte der Schriftauslegungen des Reformators.

Aus Bugenhagens Lehrtätigkeit an der Universität Wittenberg und dem Wirken als dortiger Stadtpfarrer entstanden die »Indices in Evangelia Dominicalia«, eine Ordnung der Evangelientexte für das gesamte Kirchenjahr mit jeweils kurzen Predigtgedanken. Sehr zu begrüßen ist die Entscheidung, hier im Apparat auch die Fassungen der zahlreichen sogenannten Raubdrucke zu berücksichtigen, die erschienen waren, bevor die Schrift im Jahre 1524 durch Bugenhagen herausgegeben wurde.

Schließlich wird die Sammelschrift »Von der Evangelischen Messz« publiziert, jedoch von der Herausgeberin in einem eigenen Anhang abgedruckt, weil Bugenhagen sich 1525 ausdrücklich von dieser Publikation distanzierte. Jedoch zeigt dieses Werk die hohe Autorität, die der Wittenberger Stadtpfarrer bereits im Jahre 1524 genoß.

Somit gibt dieser erste Band der Werkausgabe insgesamt einen eindrucksvollen Einblick in die Entwicklung Bugenhagens von einem humanistisch geprägten Reformator zu dem angesehenen Vertreter der Wittenberger reformatorischen Theologie. Es ist nur zu wünschen, daß die vier weiteren geplanten Bände alsbald in zügiger Reihenfolge erscheinen. Denn zweifellos wird durch die Edition die Beschäftigung sowohl mit einem in seiner Bedeutung oft unterschätzten Reformator als auch mit der Wittenberger Reformation insgesamt einen neuen Ansehens erhalten.

Volker Gummelt, Neuenkirchen bei Greifswald

Veronica *Biermann*, Von der Kunst abzudanken. Die Repräsentationsstrategien Königin Christinas von Schweden (Studien zur Kunst, 24). – Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2012. – 319 Seiten, 81 s/w Abbildungen. – ISBN 978-3-412-20790-8.

Im Petersdom in Rom hängt an prominentem Platz das Epitaph einer ehemaligen schwedischen Königin – das von Christina von Schweden, der Konvertitin zum Katholizismus. Über die einzige Tochter des Retters des Protestantismus ist viel nachgedacht und viel geschrieben worden. Ihr Schritt bedeutete für die meisten Protestanten eine Demütigung, die sie nicht verstehen konnten, viele Katholiken wurden durch sie in ihrer Selbsteinschätzung bestätigt, sie folgten dem wahren Glauben, nun, da die Tochter ihres größten Feindes eine von ihnen war. Ein junges, wildes Mädchen, das nach dem frühen Tod seines Vaters, Gustav II. Adolf, eine aufstrebende Großmacht an der Ostsee erbt, sich vom mächtigen Reichskanzler Axel Oxenstierna emanzipierte, auf den Thron verzichtete, sein Land verließ, zum Katholizismus konvertierte, ruhelos umherzog, Künstler und Gelehrte protegierte, rauschende Feste feierte, Bücher und Gemälde sammelte – all das finanziert u. a. aus den Einkünften der ihr zum Unterhalt angewiesenen pommerschen Ämter, die bis zu ihrem Tode einen Staat im Staate in Schwedisch-Pommern bildeten. Es sei gleich vorweg gesagt, daß die finanzielle Grundlage für die abgedankte Königin und damit Pommern in diesem Buch keine Rolle spielen.

Bisher war die Forschung immer davon ausgegangen, daß Christina abdanken mußte, da sie konvertieren wollte. Veronica Biermann wagt nun einen frischen Blick auf diese Frage und dreht sie konsequent um. Sie geht davon aus, daß Christina abdanken wollte und deshalb konvertieren mußte. »Ihre Konversion wird nicht als Grund für die Abdankung interpretiert, sondern als Konsequenz aus der Abdankung« (S. 13). In diesem Sinne deutet Veronica Biermann in ihrer Habilitationsschrift die Quellen und die bisherige Forschung neu. In drei großen Kapiteln: »Von der Kunst einer Königin, zu resignieren«; »Von der Kunst einer Königin, ihre Sakralität zu behaupten« und »Von der Kunst, Königin Christina einen Spie-

gel vorzuhalten«, analysiert sie mit kunsthistorischem Instrumentarium die Inszenierung Christinas.

So frisch wie ihre Grundthese ist ihr Blick auf Details, z. B. auf die lutherische Salbung der Königin. Die dadurch erlangte Würde einer »Heiligen Majestät« behauptete Christina auch nach ihrem Rücktritt und bis ans Ende ihres Lebens. Um den Leser dieses Konzept verstehen zu lassen, legt die Verfasserin einen Abriss über die Salbung im allgemeinen und vor allem in protestantischen Königshäusern vor und erklärt interessante Unterschiede zwischen Lutheranern und Calvinisten, um dann die Krönung Christinas zu interpretieren, über die es keine Beschreibung gibt, zu der nur ein Kupferstich vorliegt. Es sind diese Passagen der Arbeit, an denen man merkt, wie befruchtend der Blick von Kunsthistorikern auf ein solches Bild sein kann, wie er Historikern neue Horizonte eröffnen kann.

Anhand von 81 Abbildungen, u. a. die Grundrisse ihres Palastes, bei denen die Standorte ihres Thrones und des Altars zueinander diskutiert werden, beweist Veronica Biermann ihre These. Das Buch fußt auf solider Kenntnis der Quellen und Literatur. Manchmal mutet sie ihren Lesern etwas viel zu, denn es darf u. a. bezweifelt werden, ob bei jedem Leser sichere Kenntnisse des Italienischen vorauszusetzen sind, in dem einige für ihre Argumentation zentrale Quellen gefaßt sind. Da sie diese, wie sie selbst schreibt, erstmals gedruckt wiedergeben kann, wäre es für das allgemeine Verständnis vorteilhaft gewesen, wenn diese Quellen wenigstens in einer Fußnote übersetzt zu lesen oder in der Argumentation noch einmal so dargestellt wären, daß die zahlreiche Leserschaft, die ihrem Buch gewünscht sei, dem Argumentationsfluß folgen kann.

Nils Jörn, Wismar

Die Schwedische Landesaufnahme von Vorpommern 1692–1709 – Ergebnisse eines Editionsprojekts im Kontext der Forschung, hg. von Michael *Busch*, Stefan *Kroll*, Jens E. *Olesen*, Martin *Schoebel* und Reinhard *Zölitz* im Auftrag der Historischen Kommission für

Pommern e. V. (Die Schwedische Landesaufnahme von Vorpommern 1692–1709, Sonderband 3). – Kiel (Ludwig) 2015. – 184 Seiten, 4 S/W- und 33 Farbabbildungen. – ISBN 978-3-86935-240-4.

Mit einem Werkstattgespräch, das am 27. und am 28. Oktober 2011 in Greifswald durchgeführt wurde, ist das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) seit Beginn des Jahres 2008 geförderte Projekt »Karten und Texte der schwedischen Landesaufnahme von Pommern 1692 bis 1709. Eine GIS-gestützte Edition des ersten deutschen Katasters im Internet« zum Abschluß gebracht worden. Einige Referate dieser Veranstaltung wurden in der vorliegenden Aufsatzsammlung abgedruckt. Ziel der Projektbetreiber von den Universitäten Greifswald und Rostock sowie vom Landesarchiv Greifswald und der Historischen Kommission für Pommern war es, die Ergebnisse ihres auf vier Jahre angelegten Vorhabens zusammenzufassen und einen Vergleich mit ähnlich gelagerten Forschungsansätzen in anderen europäischen Ländern zu ermöglichen.

Joachim Krüger gibt einleitend einen Überblick unter dem Titel »Der Ostseeraum um 1700 – die Zeit des Großen Nordischen Krieges«. Die schwedische Landesaufnahme von Pommern begann zwar vor diesem das Ende der Großmachtzeit Schwedens markierenden, zwei Jahrzehnte dauernden Krieg, der die Machtverhältnisse in Nordosteuropa grundlegend verändern sollte. Sie wurde aber in ihrer zweiten Phase und vor allem hinsichtlich der Verwertung ihrer Ergebnisse maßgeblich von den Folgen des Krieges, der auch in Pommern mit dem letzten großen Pestausschub verbunden war, beeinflusst. Das Wechselspiel der Interessen Schwedens, Dänemarks, Rußlands und Sachsen-Polens in den Auseinandersetzungen um das *dominium maris baltici* wird vom Autor auf der Basis des neuesten internationalen Forschungsstands anschaulich geschildert.

Johannes A. Mols Beitrag »Building a parcel based historical GIS for the Netherlands with the cadastre of 1812–1832: results, problems and perspectives« widmet sich einem ambitionierten niederländischen Vorhaben, bei dem auf der Basis von Katasterplänen aus dem frühen 19. Jahrhundert sowie den zugehörigen Beschrei-

bungstexten ein historisch-geographisches Informationssystem erarbeitet wurde, das sowohl in Richtung auf die heutige Zeit mit zusätzlichen Quellen angereichert wird als auch für die Rekonstruktion früherer Zustände genutzt werden kann. Insgesamt erinnert die Ausgestaltung dieses Projekts sehr an die ursprüngliche Konzeption, die vor 20 Jahren im ersten Antrag auf einen Sonderforschungsbereich der DFG seitens einer Gruppe von Antragstellern von der Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald beschrieben wurde. Offenkundig waren die damaligen Überlegungen für eine interdisziplinäre Auswertung der schwedischen Landesaufnahme von Pommern ihrer Zeit (zu) weit voraus...

Martin Labuda stellt für Böhmen »Historische militärische Aufnahmen – Brücke zwischen der Landschaft von Gestern und Morgen in landschaftsökologischer Sicht« vor. Die von ihm genutzten österreichischen Aufnahmen (Josephinische 1763–1785, Franziszeische nach 1806 sowie die der Jahre 1870–1885) und der in der Zwischenkriegszeit von den tschechoslowakischen Behörden vorgenommenen Fortschreibungen und Neukartierungen werden eingehend vorgestellt. Die Nutzbarmachung des flächendeckenden Gesamtbestandes an Altkarten der Mitte des 18. bis zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts über das Internet für aktuelle Fragen der angewandten Kulturlandschaftsforschung ist beeindruckend und verspricht eine langanhaltende Verwendung der Digitalisate über den engeren Kreis der an historisch-geographischen Fragestellungen Interessierten hinaus.

Ralf Bill widmet sich mit seinem Beitrag »Raum-zeitliche Kulturlandschaftsforschung in einer virtuellen Umgebung« der Nutzung von Altkarten und ergänzenden statistischen Daten vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis zur heutigen Zeit, um für Mecklenburg ein »Virtuelles Kulturlandschaftslaboratorium« zu erarbeiten, mit dessen Hilfe u. a. Historiker, Denkmalpfleger, Landschaftsökologen, Hydrologen, Geodäten, Geomorphologen, Raumordner und Landesplaner der Universität Rostock in Forschung und Lehre unterstützt werden sollen. Die fakultätsübergreifende Schwerpunktsetzung der Rostocker Universität im Bereich der Neuen Medien, die sich bereits vor anderthalb Jahrzehnten abzeichnete, trägt hier offenkundig erste

Früchte. Ein vergleichbares Projekt für Pommern ist derzeit leider nicht in Sicht.

Das am 31. Dezember 2011 beendete Greifswald-Rostocker DFG-Projekt, dem der vorliegende Sammelband gewidmet ist, wird von Michael Busch und Anke Maiwald in Form eines Ergebnisberichts unter dem Titel »Die Internetedition der Schwedischen Landvermessung von Pommern 1692–1709« präsentiert. Nach einer Erläuterung der Quelle und ihrer Aussagekraft werden die Prinzipien der Edition und die Struktur der für das Projekt entwickelten Datenbank, die unter der Adresse <http://www.svea-pommern.de> weiterhin abrufbar ist, dargestellt. Wurden die Transkription, die Übersetzung, die Edition und die Eingabe der Resultate in die Datenbank von sechs Wissenschaftlern an der Rostocker Universität, die zeitweise von vier weiteren Hilfskräften unterstützt wurden, vorgenommen, so lag die Entwicklung und die Anpassung des über das Internet für breite Nutzerkreise zur Verfügung gestellten Geographischen Informationssystems, eines sogenannten WebGIS, in den Händen von Greifswalder Geographen, Kartographen und Informatikern. Bernd Bobertz und Jörg Hartleib gehen in ihrem Beitrag »Das WebGIS der Schwedischen Landesaufnahme von Pommern 1692–1709« auf ihre Vorgehensweise, die Schwierigkeiten und die nach Projektabschluss weiter bestehenden Desiderate ein. Welche Auswertungsmöglichkeiten das WebGIS bietet, demonstrieren beide anschließend gemeinsam mit dem Leiter dieses Projektteils, Reinhard Zölitz, und André Bremert in dem Beitrag »Quantitative Untersuchungen zur Entwicklung der Waldverbreitung in der Umgebung von Greifswald mit Hilfe geoinformatischer Methoden – von 1695 bis heute«.

Michael Busch, Anke Maiwald und Verena Schmidtke haben abschließend ein verdienstvolles »Glossar zur Schwedischen Landesvermessung Pommerns 1692 bis 1709« zusammengestellt, für das alle künftig mit dieser Quelle arbeitenden Wissenschaftler und Laien ihnen dankbar sein werden. Gleichzeitig wird damit auch den an den anderen Teilen der schwedischen Landesaufnahme des 17. und 18. Jahrhunderts im Ostseeraum und in Mitteleuropa (neben Schweden und Finnland sind dies Ingermanland, Estland, Livland, Wismar, Bre-

men-Verden und Pfalz-Zweibrücken) arbeitenden Kollegen eine wertvolle Konkordanz für die Erschließung der Karten und Beschreibungstexte des Generallandmesserkontors in Stockholm und seiner diversen regionalen Kommissionen an die Hand gegeben.

Die Publikation der in Greifswald gehaltenen Vorträge wurde vom Verlag gediegen gestaltet, sowohl hinsichtlich des Satzes der Texte, nicht zuletzt der aufwendigen Tabellen, als auch des gut lesbaren Farbtafelteils am Ende des Bandes. Es bleibt eine gewisse Wehmut, wurde doch mit dieser Internetedition nur ein überschaubarer Teil des Quellenmaterials erschlossen, der im wesentlichen den Raum zwischen den Städten Anklam, Lassan, Wolgast, Greifswald, Grimmen und Loitz umfaßt und die Inseln Ruden, Greifswalder Oie und Vilm, einige Gemarkungen zwischen Tribsees und Franzburg sowie Vilmnitz auf Rügen abdeckt. Da der weitere Fortgang des von der Historischen Kommission für Pommern seit nunmehr knapp 25 Jahren betriebenen Editionsprojekts ebenfalls ungewiß ist, wird der alte Traum einer für das ganze westliche Pommern angestrebten Verfügbarmachung des einzigartigen Bestandes an Karten und Beschreibungstexten der schwedischen Landesaufnahme in transkribierter, übersetzter und quellenkritisch kommentierter Form wohl auf absehbare Zeit ein solcher bleiben.

Haik Thomas Porada (Leipzig)

Carl C. *Wahrmann*, Kommunikation der Pest. Seestädte des Ostseeraums und die Bedrohung durch die Seuche 1708–1713 (Historische Forschungen, 98). – Berlin (Duncker & Humblot) 2012. – 393 Seiten, 24 Abbildungen. – ISBN 978-3-428-13881-4.

Mittlerweile erfährt das neuzeitliche Seuchengeschehen im Ostseeraum eine angemessene wissenschaftliche Beachtung und wird als Ganzes wahrgenommen. So darf sich der Rezensent freuen, daß seine frühen Anregungen in der einen oder anderen Weise Gehör gefunden haben. Gerade in bezug auf den Großen Nordischen Krieg (1700–1721) hat sich die Forschung

bislang eher politischen und militärgeschichtlichen Aspekten gewidmet und Epidemien bestenfalls als Randerscheinung wahrgenommen, obwohl die Quellenlage zur Pest im Ostseeraum durchaus einiges zu bieten hat.

Nutzen aus den verwertbaren Quellenbeständen zog auch Carl Christian Wahrmann, der dem Kommunikationsverhalten einiger Seestädte im Ostseeraum seine Aufmerksamkeit schenkte.

Zu Beginn (S. 11–54) verliert der Verfasser einige Worte zum Forschungsstand und zur Quellenlage, beleuchtet kommunikationstheoretische Aspekte, bietet einen Überblick über den »Verlauf der letzten Pest im Ostseeraum« und legt als geographischen Untersuchungsrahmen die fünf Seestädte Greifswald, Lübeck, Rostock, Stralsund und Wismar sowie deren angrenzende Territorien fest. Auf die Diskrepanz zwischen Buchtitel und geographischem Untersuchungsrahmen muß hier unbedingt verwiesen werden, auch hätte dem ersten Titelteil eine Schärfung nicht geschadet. Hinsichtlich der Quellenlage finden sich für Lübeck, Wismar, Rostock und Greifswald vergleichsweise umfangreiche Angaben. Aber für Stralsund, als einzige von der Pest unmittelbar betroffene Stadt, fehlt, bis auf eine kurze Angabe (S. 23), jeglicher Hinweis auf die umfangreiche und seitens des Archivs vorzüglich erschlossene Pestüberlieferung, und zwar ungeachtet dessen, daß die Stralsunder Bestände für Wahrmanns Arbeit grundlegend sind. Der Abschnitt über den Pestverlauf (S. 40 f.) spiegelt die Forschung im Ostseeraum nur unzureichend wieder, selbst unter der Maßgabe des Verfassers, er werde sich auf einen »exemplarisch(en)« Überblick beschränken. Deutlich umfänglicher diskutiert Wahrmann Fragen der Pestdiagnostik (S. 41 ff.). Grundsätzlich ist dem Verfasser hinsichtlich der retrospektiven Diagnosestellung zuzustimmen. Allerdings belegt der Auszug aus dem Tagebuch des Stralsunder Klosterschreibers Jürgen Dreves (S. 43, und nicht Drews!) nicht eine angebliche Unklarheit des Pestbegriffs, insofern als Dreves die Krankheit (hier Pocken) klar benennt und den Begriff »Pestjahr« als Stilmittel verwendet, um den Schrecken deutlich zu machen. Man könnte sich, da hier das Werkzeug des Historikers nicht greift, folgende Frage stellen: Waren

die Zeitgenossen des Klosterschreibers Jürgen Dreves wie auch dieser selbst von der existenziellen Bedrohung durch die Pest überzeugt, hielten sie Symptome und Krankheitsverlauf für charakteristisch? Im übrigen lassen die neuesten Untersuchungen durch Archäogenetiker den Schluß zu, daß historische Pestformen, von möglichen Punktmutationen abgesehen, mit heutigen Erscheinungsformen von *Yersinia pestis* durchaus vergleichbar sind. Wir dürfen also weiterhin gespannt bleiben. Wenn der Verfasser das Wirken der Pest – oder eher des Erregers *Yersinia pestis* – in Frage stellt, was natürlich legitim ist, dann hätte er das Wort Pest konsequenterweise durchgängig in Anführungszeichen setzen müssen.

Anschließend beschäftigt sich der Verfasser, damit genau einer von Martin Dinges bereits 1994 entwickelten Konzeption folgend, mit dem »System der Pestmaßnahmen« (S. 55 ff.), wobei er zunächst eine »defensive Pestpolitik« beschreibt, worunter er Einlaßkontrollen, Gesundheitspässe und Opferzählungen versteht. Zur »aktiven Pestpolitik« (S. 70 ff.) rechnet Wahrmann die Quarantäne, den Krankenhausbau und die Desinfektion. Am Ende dieses Kapitels wird die Schaffung von städtischen Gesundheitsbehörden, die Erstellung von Handlungsanweisungen und die »überregionale Koordination« beleuchtet. Nach diesen einleitenden Gedanken beginnt der Hauptteil »Einsatz und Wirkung von Medien«. Zunächst (S. 90 ff.) rückt der Verfasser die Primärmedien (Befragungen, geistliche Handlungen, Kollekten, Amtsträger) in den Mittelpunkt. Danach (S. 121 ff.) folgt die Auseinandersetzung mit den Sekundärmedien (Briefverkehr, Policyordnungen, Sitzungsprotokolle, Traktate, Zeitungen, Suppliken). In lobenswerter Weise zieht Wahrmann auch überregionale Zeitungen heran (z. B. S. 193), aber warum das »Theatrum Europaeum«, das gerade für das Seuchengeschehen während des Großen Nordischen Krieges überaus ergiebig ist, neben weiteren Periodika keine Beachtung findet, bleibt ungeklärt.

Im Anschluß daran (S. 196 ff.) wendet sich Wahrmann den Tertiärmedien (Quarantänebaracken, Pestgalgen, Pesttafeln) zu. Schließlich (S. 208 ff.) beginnt der letzte Abschnitt unter der Überschrift »Exemplarische Pestkommuni-

nikation« (unerwünschte Personengruppen, Post, Wettereinfluß, Einmarsch des Korps Krasnow, Aufenthalt des polnischen Exilkönigs Stanisław Leszczyński in Schwedisch-Pommern, Handel). Dieser Abschnitt wäre zumindest teilweise besser im Abschnitt C aufgehoben, denn gerade der Umgang mit Randgruppen, um nur ein Beispiel zu nennen, ist nicht ausschließlich exemplarisch zu betrachten, sondern gehört zum Wesen der städtischen Pestbekämpfung und nimmt überhaupt einen großen Teil der pestrelevanten Policygesetzgebung ein. Mit den Schlußfolgerungen und einem Ausblick (S. 326 ff.) endet die Arbeit.

Insgesamt hinterläßt das Werk Carl C. Wahrmanns einen zwiespältigen Eindruck. Zweifelsohne liegt der Gewinn dieser Dissertation in der Auswertung der Archive in Lübeck, Wismar und Rostock, wobei Lübeck als ehemaliges Haupt der Hanse unübersehbar im Zentrum steht. Auch ist Wahrmann die Visualisierung seiner Forschungsergebnisse gelungen. Für den pommerschen Raum allerdings, insbesondere für Stralsund, hält sich der Erkenntnisgewinn eher in Grenzen. Ein wenig besser stellt sich die Lage für Greifswald dar. Nachteilig wirkt sich die Umschiffung der Stettiner und der Stockholmer Archive durch den Verfasser aus, für eine derartige Dissertation wäre ein Besuch dort unumgänglich gewesen.

Unberücksichtigt ließ Wahrmann außerdem die umfangreichen Sammlungen der gedruckten Policyordnungen in Mecklenburg (Universität Rostock) und Pommern. Hier sind die städtische und die landesherrliche Policygesetzgebung vergleichsweise gut dokumentiert und hätten nicht nur als Vergleichsmaterial mit der städtischen Überlieferung gute Dienste geleistet.

Abschließend zwei formale Kritikpunkte. Befremdlich wirkt die ungewöhnliche Schreibweise »Schwedisch Pommern«, eine Neuerung, der man nicht unbedingt folgen muß. Auch die in den Quellennachweisen merkwürdig verkürzten Signaturen für die Stadtarchive Stralsund und Greifswald (S. 340–342) brechen mit der herkömmlichen Zitierweise, den üblichen Signaturen des Landesarchivs Greifswald folgt der Verfasser jedoch.

Jörg Zapnik, Koserow

300 Jahre Schlacht bei Gadebusch. Internationale Tagung vom 12. bis 14. Oktober 2012 in Gadebusch (Publikationen des Lehrstuhls für Nordische Geschichte, 18), hg. von Reno *Stutz*. – Greifswald (Druckhaus Panzig) 2014. – 274 Seiten – ISBN 978-3-86006-419-1.

Die Schlacht von Gadebusch am 20. Dezember 1712 hat ihren Platz in den Annalen der Kriegsgeschichte sicher. Zu aufsehenerregend scheinen ihre Vorgeschichte, ihr Verlauf und Ausgang und die schließlichen Folgen in dem an spektakulären Ereignissen wahrlich nicht armen Großen Nordischen Krieg. Aus dem fernen Bender im heutigen Moldawien/Transnistrien sandte Karl XII. im Frühjahr 1712 die dringende Order nach Schweden, eine Armee nach Schwedisch-Pommern zu verschiffen, um von dort aus in Richtung Südosten hin zum Osmanischen Reich zu ziehen. Die Lage des schwedischen Königs im Osmanischen Reich war zu diesem Zeitpunkt schwierig geworden, nachdem man sich von seiten Konstantinopels zu zwei Kriegserklärungen gegen Rußland entschlossen, aber beide Male mangels schwedischer Unterstützung bald wieder Frieden geschlossen hatte. In Schweden gehorchte man unter dem Kommando von Magnus Stenbock nach Rügen und damit nach Stralsund, einer der noch wenigen verbliebenen Festungen des Königreiches in Kontinentaleuropa, aus. Wäre die folgende Proviantflotte nicht am 29./30. September 1712 von den Dänen abgefangen und weitgehend vernichtet worden, so hätte die Kriegsgeschichte wohl einen gewagten Zug einer schwedischen Armee von Stralsund durch das noch neutrale Brandenburg ins weitgehend von Feinden beherrschte Polen und von dort ins Osmanische Reich gesehen. Der von Karl XII. eingesetzte König Stanislaus I. Leszczyński, der Stenbock bis zum 29. November nach Rostock begleitete, konnte in der Rzeczpospolita noch auf eine gewisse Anhängerschaft bauen, so daß ein Gelingen dieses Plans nicht grundsätzlich unmöglich schien, wenngleich die Chancen immer nur gering waren.

Nach der Vernichtung der Transportflotte aber war die Lage für Stenbock und seine Armee von vornherein fast hoffnungslos. Einige Kilometer südlich und östlich von Stralsund stan-

den in gut ausgebauten Verteidigungsstellungen starke russische und sächsische Verbände, von Westen drohte bald ein Einmarsch einer dänischen Armee. Stenbock marschierte daher am 2. November 1712 mit etwa 14.000 Soldaten Infanterie und Kavallerie aus der Festung nach Westen in Richtung des neutralen Mecklenburg, um die Armee zu verpflegen und die dänische Armee an ihrer Vereinigung mit den Sachsen und den Russen zu hindern. Am 14. November gelang es Stenbock mit einer Kriegsliste, Rostock im Handstreich zu besetzen. In Schwaan an der Warnow nahm Stenbock sein Hauptquartier, um von hier aus Rostock und dem schwedisch beherrschten Wismar zugleich nahe zu sein. Einige Verhandlungen Stenbocks mit Vertretern der Alliierten führten in diesen Tagen zu keinem Frieden, nur zu einem vierzehntägigen Waffenstillstand. Dieser, der am 1. Dezember begann, war seitens der Alliierten darauf berechnet, ihre Armeen zu vereinigen, Stenbock hingegen hegte die Hoffnung auf Ankunft schwedischer Schiffe. Von seiten Schwedens war eine Nachschubflotte in der Tat einige Male ausgeschiedet worden, jedes Mal hatten jedoch ungünstige Winde die Überfahrt verhindert.

Kurz vor dem Ablauf des Waffenstillstandes marschierte eine große dänische Armee in Mecklenburg ein. Damit geriet Stenbock unter Zugzwang, er mußte diese Armee isoliert treffen, bevor sie sich mit den Sachsen und Russen vereinigen konnte. Am 15. Dezember brach die schwedische Armee auf und marschierte rasch südwestwärts in Richtung des Hauptquartiers des dänischen Königs bei Gadebusch, immer verfolgt von der sächsisch-russischen Armee. Am 20. Dezember trafen die schwedische und die dänische Armee aufeinander. Die Dänen bekamen noch Verstärkung von 3.000 sächsischen Reitern, diese trafen sehr knapp – zu knapp – vor dem Beginn des Kampfes ein. Die Schweden zählten etwa 7.500 Mann Infanterie, 6.500 Mann Kavallerie und hatten 30 Kanonen zur Verfügung. Die Alliierten hatten etwa 10.000 Mann Infanterie, 9.500 Mann Kavallerie und 13 Kanonen auf dem Schlachtfeld. Trotz ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit gelang den Schweden ein aufsehenerregender Sieg, der allerdings die dänische Armee nicht zerstörte, sondern »nur« 3.000 Tote in ihren Reihen ko-

stete (gegenüber etwa 600 gefallenen Schweden) und sie in die Flucht schlug. Die schwedische Armee war jedoch nach der Schlacht in einer äußerst schwierigen Lage, ohne ausreichende Verpflegung, erschöpft und belastet mit vielen Verwundeten und Verlusten an Offizieren. Die Dänen konnten sich in den nächsten Wochen prospektiv von der Schlacht erholen und in neuer Ordnung wieder ins Gefecht ziehen. Ein Angriff Stenbocks auf die im Osten stehende sächsisch-russische Armee war damals eine Option, auch wenn die Chancen eines Siegs angesichts des Zustandes seiner Armee nur als sehr begrenzt zu bezeichnen sind. Der aus Bremen-Verden vertriebene Generalgouverneur Mauritz Vellingk riet Stenbock, stattdessen zu einem Marsch nach Holstein, wo man sich reichlich verpflegen könne. Stenbock marschierte daher Ende Dezember zwischen Lübeck und Travemünde über die Trave und nahm sein Hauptquartier in Schwartau, immer noch in der Hoffnung auf eine Ankunft der schwedischen Transportflotte. Ihr Ausbleiben am Jahresende war um so fataler, als die Einwohner in Holstein weitgehend vor der schwedischen Armee flohen und sich somit die Hoffnung auf Verpflegung kaum erfüllte. Der folgende Zug nach Holstein führte die Armee in ihre endgültige Sackgasse. Am 20. Januar 1713 ließ Stenbock Altona einäschern, was in Paris, im Haag und London Abscheu erregte und die Hoffnung auf Vermittlung durch die Westmächte illusorisch werden ließ. Dänen, Sachsen und Russen vereinigten sich zu einer Armee von fast 40.000 Mann, die die Schweden immer weiter in die holsteinische Marsch drängte, dabei immer in einer unangreifbaren Defensivposition verharrte und jegliche Schlacht verweigerte; zu sicher war die schwedische Armee bereits als leichte Beute erkannt. Stenbock suchte seine Rettung vergebens in der Festung Tönning, deren Öffnung brachte dem Gottorfer Haus die Sequestrierung ihrer Besitzungen in Schleswig durch Dänemark ein. In Tönning mußte Stenbocks Armee am 16. Mai 1713 angesichts der Versorgungslage kapitulieren. Stenbock selbst verstarb am 23. Februar 1717 in Kopenhagen in Festungshaft. Schweden hatte nach Poltawa eine weitere Armee verloren und mußte dem weiteren Kriegsverlauf sorgenvoll entgensehen.

Soweit die bekannten Ereignisse, die in der einschlägigen Sekundärliteratur bis ins Detail erforscht worden sind. Der Lehrstuhl für Nordische Geschichte an der Universität Greifswald unter Prof. Jens E. Olesen hat im Jahr 2012 anlässlich der 300 Jahre zurückliegenden Schlacht vom 12. bis zum 14. Oktober eine Tagung in Gadebusch selbst abgehalten; diese fand im Rahmen von größeren Feierlichkeiten und Aktivitäten zum 300jährigen Schlachtjubiläum statt. Das gedruckte Resultat ist der vorliegende Sammelband, den Reno Stutz in der Reihe der »Publikationen des Lehrstuhls für Nordische Geschichte« als 18. Band publiziert hat. Der Sammelband vereinigt Beiträge von bekannten Historikern zur norddeutschen und zur skandinavischen Geschichte, hauptsächlich aus Deutschland, teilweise auch aus Schweden und Dänemark.

Im ersten Beitrag, von Jörg-Peter Findeisen verfaßt, wird dem Leser der Gotizismus als erfolgreiche Kriegsideologie Schwedens nahegebracht. Es ist äußerst aufschlußreich, die Etablierung dieser nationalen Grundüberzeugung durch schwedische Autoren des Mittelalters und der Frühen Neuzeit nachzuvollziehen; dieser Aufsatz läßt den Leser weitaus besser die Fähigkeit dieses Staates zu einer lange Zeit erfolgreichen Großmachtspolitik begreifen. Es folgt ein Artikel von Joachim Krüger über den Großen Nordischen Krieg, seine Ursachen, seine Komplexitäten, seinen Verlauf und schließlich sein Ende. Hier wird Gadebusch zwar etwas stärker beleuchtet, hauptsächlich wichtig ist jedoch die Einbettung der Schlacht in einen größeren Rahmen, der an dieser Stelle noch einmal mustergültig präsentiert wird. Carl Christian Wahrmanns Beitrag handelt von der Pest im Großen Nordischen Krieg, deren letzter großer Ausbruch in Norddeutschland nicht zufällig mit der Intensivierung der Kriegshandlungen in diesem Raum zusammenfällt, sondern gerade durch diese verursacht erscheint. Auch die bekannte Kontroverse, ob die von den Zeitgenossen als »Pest« bezeichnete Krankheit mit der heutigen durch das Pestbakterium medizinisch definierten Pest identisch ist, wird von Wahrmann diskutiert, er sieht mehr Anhaltspunkte dagegen als dafür sprechen. Es folgt ein beeindruckender Beitrag von Astrid Wallin-Heinsen über die schwedischen Soldaten und ihren All-

tag, ihre Familien und ihr Leiden im Krieg. Der Kontrast zur großen Politik ist scharf und läßt das äußerste hohe Leidensertragen und -empfinden der einfachen Bevölkerung im Schweden der Zeit des Großen Nordischen Krieges nachfühlen. Jörg-Peter Findeisen schreibt über Karl XII. als Feldherrn und Strategen und kommt bei der Analyse zweier seiner bedeutendsten Schlachten und des Angriffs auf Norwegen 1718 zum Schluß, bei diesem König blitze »so etwas wie ein militärisches Genie« auf. Jens E. Olesen arbeitet im folgenden Beitrag die dänischen Militäroperationen der Jahre 1710 bis 1712, die hauptsächlich in Bremen-Verden stattfanden, recht detailliert heraus. Stefan Kroll widmet sich in seinem Beitrag den Provinzen Bremen und Verden und ihrer Eroberung durch dänische Truppen im Jahre 1712. Auch hier wird – wie im Beitrag von Astrid Wallin-Heinsen – das Leiden der einfachen Bevölkerung stärker in den Blick genommen. Martin Meier beschreibt im nächsten Aufsatz die in der Historiographie etwas vernachlässigten Operationen der sächsischen Armee in Mecklenburg und ihre Beteiligung an der Schlacht von Gadebusch. Sverker Orredsson bietet ein kurzes Biogramm Magnus Stenbocks, das in seiner kurzen Absatzstruktur als einziger Artikel des Sammelbandes ziemlich mißlungen wirkt. Torsten Fried bietet eine interessante numismatisch-kunsthistorische Analyse von Medaillen zur Schlacht von Gadebusch. Interessant ist hier jenseits des speziellen Forschungsinteresses auch der dargebotene Ausblick auf Friedrich den Großen und der Kontrast Karls XII. zu diesem. Klaus-J. Lorenzen-Schmidt beleuchtet in seinem Beitrag die Folgen der Schlacht von Gadebusch für die Herzogtümer Holstein und Schleswig, insbesondere die Operationen der Armeen und das Leiden der Zivilbevölkerung vom Tag der Schlacht bis zur Kapitulation Stenbocks in Tönning. Karl-Heinz Steinbruch bietet einen Blick auf die Tage nach der Schlacht, indem er spezielle Quellen aus Schwerin zur Räumung des Schlachtfeldes und zur Bestattung der Gefallenen vorstellt und analysiert. Arne Homann und Joachim Weise beschreiben in ihrem Text die Methoden der Schlachtfeldarchäologie und stellen knapp einige Ergebnisse speziell zu Gadebusch vor. Zuletzt präsentiert Hans-Joachim Hacker in einem feuilletonistisch gehaltenen

Beitrag die »Schwedenstraße«, eine jüngere Schöpfung aus dem Tourismussektor für alle an der schwedischen Vergangenheit in Mecklenburg-Vorpommern Interessierten.

Die vielfältigen Beiträge bieten dem Neuling wie auch dem Kenner des Nordischen Großen Krieges reichhaltige neue Einblicke. Die Spannweite der Beiträge ist groß und die unterschiedlichen Perspektiven ergänzen sich zu einem sehr anregenden Ganzen, das weitgehend kohärent wirkt. Die Tatsache, daß nur wenige Beiträge auf genuiner archivalischer Forschung basieren, stattdessen intensiv die Sekundärliteratur bemüht wird, schmälert etwas den Neuigkeitswert dieses Buches. Auch eine »mittlere« Betrachtungsebene vermißt man etwas, der Band bietet entweder große Kontextualisierungen oder Detailbetrachtungen. Analysen beschränkter Reichweite wie die von Krüger auf den Seiten 44–48 vorgenommene äußerst interessante Beschreibung der preußischen Politik in den Jahren um Gadebusch bleiben eine Ausnahme. Das gänzliche Fehlen eines Beitrages zu Rußland ist bedauernswert, wenngleich Jörg-Peter Findeisen in seinem Text immerhin intensiv die russische Literatur zu den Schlachten von Narwa und Poltawa heranzieht. Dieser kleinen Mängel ungeachtet ist der Band sehr gelungen und kann allen an der Thematik des Großen Nordischen Krieges Interessierten zur Lektüre empfohlen werden.

Magnus Ressel, München

Sarah Brauer und *Stefan Kroll*, Das Greifswalder »Seelenregister« von 1717. Edition und historisch-demographische Auswertung (Kleine Stadtgeschichte, 8). – Berlin (LIT-Verlag) 2015. – 120 Seiten. – ISBN 978-3-643-13016-7.

In der vorliegenden Reihe sind bereits mehrere anregende Bände erschienen, vorwiegend Qualifizierungsarbeiten, die durch Auswertung einer Quelle oder Quellengruppe überraschende Einblicke in die Geschichte von Stralsund, Wismar oder Rostock geben konnten. Hier öffnet sich nun der Blick auf die Universitätsstadt am Ryck während des Großen Nordischen Krieges. Die Herausgeber gliedern das Buch in fünf

Hauptabschnitte: Forschungsstand und Quellenlage, Quellenbeschreibung und Quellenkritik, historisch-demographische Auswertung, Edition der Quelle sowie Quellen- und Literaturverzeichnis; dieses bezieht auch Internetressourcen mit ein. Bei der Beschreibung des Forschungsstandes stellen sie fest, daß die Bevölkerung frühneuzeitlicher Städte sowohl für die Stadt- wie für die Bevölkerungsgeschichte ein relevanter Forschungsgegenstand ist.

Mit der dänischen Lustration von 1717 liegt neben der wenige Jahre zuvor durch Schweden durchgeführten Landesaufnahme eine der frühesten statistisch nutzbaren Quellen im Ostseeraum vor. Seit 1715 war Greifswald dänisch besetzt, zwei Jahre später wollte die neue Herrschaft ermitteln, wie viele Einwohner die Städte in ihrem Einflußbereich hatten und wie dieser Besitz steuerlich veranlagt werden konnte. Dazu wurde eine dreiköpfige Kommission mit dem Oberlanddrosten Friedrich Emmanuel von Kötzschau an der Spitze gebildet, die im Falle Greifswalds auf ältere Verzeichnisse aus den Jahren 1616, 1665, 1680 und 1704 zurückgreifen und diese abgleichen konnte.

Im Januar 1717 waren die Erhebungen zum Lustrationsregister abgeschlossen, bis zum Oktober wurde es verhandelt, Suppliken und besondere Notlagen wurden geprüft und teilweise berücksichtigt, bevor das *völlig adjustirte Lustrationsregister* am 16. Oktober 1717 nach Stralsund geschickt werden konnte. In der inhaltsschweren Sendung befanden sich ein *Greifswaldisches Catastrum und Lustrations Register 1616. 1665. 1680. 1704 und 1717*, das interessante Vergleiche ermöglicht, eine Aufstellung der Steuerrestanten, eine Liste der Hofgerichts- und der Stadtbediensteten sowie das hier vorgelegte Seelenregister, das in zwei Exemplaren, je einem in Kopenhagen und Greifswald, überliefert ist.

Das Seelenregister von 1717 ist gut erhalten und in Tabellenform gegliedert. Mit der östlichsten Straße der Stadt, der Kuhstraße, beginnend, werden die Namen der Haushaltsvorstände, teilweise ihr Beruf sowie Anmerkungen zu den im Haushalt lebenden Personen wie Steuerbefreiung, Witwen- oder Waisenstand und Armut verzeichnet. Jedes Grundstück bzw. jede Wohneinheit, nicht aber jeder Haushalt, erhalten eine Nummer. Haushalte, die neben dem Haushaltsvorstand auf dem Grundstück, etwa in Hin-

ter- oder Beihäusern, wohnen, werden entsprechend verbal gekennzeichnet. In 13 Spalten werden zudem *HaußVäter, HaußFrauwen, Söhne, Töchter, Neuw gebohrene Kinder und unter 12 Jahren, Gesellen und Knechte, Mägde und Ammen* bzw. nach der ersten Seite statt der letztgenannten die Kategorien *Mägde, Jungen, Mädchen, welche bey Leuten einwohnen, deren Söhne, deren Töchter und Waysen* aufgelistet. In 26 Fällen der Tabelle gibt es keine Eintragungen zu den Haushaltsmitgliedern. Es handelt sich dabei ausschließlich um steuerbefreite Personen, also Professoren, Pastoren und Hofgerichtsmitglieder, deren Angaben für ein solches Register nicht erforderlich waren. Immerhin Angaben zu sieben dieser Haushalte wurden zeitgenössisch nachgereicht, finden sich in der Kopenhagener Überlieferung und werden dementsprechend hier mit ediert. Die Herausgeber gehen davon aus, daß durch diese Überlieferungslücke wahrscheinlich Angaben zu 100 bis 150 Personen fehlen, deren Steuerbefreiung zudem eine immense Schmälerung des Steueraufkommens der Stadt bzw. eine Mehrbelastung für die steuerzahlenden Bürger Greifswalds bedeutete. Wie so oft in frühneuzeitlichen Quellen gibt es auch hier zahlreiche Unregelmäßigkeiten. So werden Angestellte der dänischen Regierung in Stralsund teilweise ebenso genannt wie einzelne Professorenwitwen und Studenten, von denen zehn im Register aufgeführt werden. Daß diese zehn Studenten im Jahre 1717 unmöglich die Gesamtzahl der Studentenschaft darstellen können, wird kenntnisreich diskutiert.

In der historisch-demographischen Auswertung kümmern sich die Herausgeber zunächst um die Bevölkerungsgröße der Stadt im Jahre 1717. Sie kommen auf 451 Hausväter, 583 Hausfrauen, 63 Söhne im Alter ab 12 Jahren, 106 Töchter dieser Altersgruppe, 579 Kinder unter 12 Jahren, 119 Gesellen bzw. Knechte, 201 Mägde, 133 Jungen, 64 Mädchen, 255 Einlieger mit 30 Söhnen und 20 Töchtern sowie 48 Waisen, insgesamt also auf 2.456 Personen. Unter Einbeziehung der exenten Haushalte, der nicht bekannten Belegung der Wohnungen im Universitätsgebäude sowie der nicht vollständig erfaßten Studenten und Militärangehörigen kommen sie auf vorsichtig geschätzte 2.800 Personen. Hinzu kam eine Militärbevölkerung von ca. 1.000 Personen, unter ihnen etwa 740 dä-

nische Soldaten. Nicht beziffern läßt sich auch die Anzahl kranker Soldaten, die in Lazaretten untergebracht waren.

Die Herausgeber treffen darüber hinaus Aussagen zur Haushalts- und Familienstruktur und differenzieren die Haushaltsgröße sehr genau. Sie kommen zu der Aussage, die meisten Haushalte (20,4 %) hätten aus vier Personen bestanden, weitere 18,3 % aus fünf sowie 14,3 aus drei Personen. Nur in jeweils mehr als 2 % der Haushalte hätten neun, zehn bzw. elf bis fünfzehn Personen gelebt. Dies erstaunt nicht, lassen sich diese Zahlen doch auch in anderen frühneuzeitlichen Städten nachweisen. Die Familiengröße war sogar noch geringer. 24,5 % der Familien hatten drei, 22,9 % vier und 18,9 % nur zwei Mitglieder. Kein einziger Haushalt hatte zehn oder mehr Familienmitglieder. Dafür hatten 203 Greifswalder Haushalte Untermieter, überwiegend (56,6 %) nur einen, in einem Fall aber auch fünf. Schließlich werden die am häufigsten auftretenden Berufsgruppen (Fischer, Bäcker, Schmiede, Schlachter, Leineweber, Schneider, Schuster, Kaufleute und Tagelöhner) nach der durchschnittlichen Haushalts- bzw. Familiengröße sowie der Anzahl der Bediensteten aufgelistet.

In einem letzten Punkt werden weitere Auswertungsmöglichkeiten genannt, u. a. die Frage nach der Auswertbarkeit der angegebenen Berufe in einer armen Stadt, in der die meisten Einwohner im Gegensatz zu den zünftisch organisierten Handwerkern mehrere Erwerbsideen haben mußten, um überleben zu können, und sich nicht – wie etwa 100 bis 150 Jahre später – spezialisieren konnten. Weitere Schwerpunkte setzen die Herausgeber bei der Erforschung der Stadtparmut, sehen neue Möglichkeiten für die bereits sehr aktive Haus- und Bauforschung sowie für sozialtopographische und sozialräumliche Forschungen.

Die Bearbeiter kennen die relevanten Greifswalder Quellen und die Literatur sehr gut und nutzen sie geschickt zur Identifizierung der genannten Personen. So gelingt es ihnen, zumindest die meisten der »Standespersonen« mit kurzen Angaben nachzuweisen: Bürgermeister und Ratsherren, Landräte, Hofgerichtspersonal, Professoren, Pastoren und andere Kirchenangestellte, Lehrer, Anwälte, Beamte der Schweden und der Dänen.

Der Befund, der sich uns anhand dieser Quelle bietet, ist erschütternd: das einstmal blühende Greifswald hatte gerade noch 2.800 Einwohner, um deren Steuerkraft es zum großen Teil schlecht stand. Das Adjektiv *gewesener* taucht im Zusammenhang mit Amtsbezeichnungen immer wieder auf, was natürlich die Frage nach dem jetzigen Broterwerb aufwirft, es gibt zahlreiche Witwen und Waisen, die teilweise bei anderen Leuten wohnen, deren Bezug zu ihnen in vielen Fällen nicht erhellt, was deutlich macht, daß man vor der Einführung der staatlichen Sozialfürsorge in einer Stadt füreinander Verantwortung übernehmen mußte. In diesem Zusammenhang fällt auch die hohe Anzahl von Conventen, Kirchenbuden und -wohnungen sowie Armenhäusern auf, von denen die meisten voll besetzt waren. In einer Auflistung werden 28 Wohngebäude als unbewohnt, aber nutzbar bezeichnet. 63 Wohngebäude waren bewohnt, ihre Eigentümer wurden aber als *unvermögend* bezeichnet, 39 Wohngebäude wurden als *ruiniert und inhabitable* taxiert, 18 weitere standen *zum Fall*, 55 waren *der Erde gleich*. In 27 erhaltenen Suppliken stellten Bürger ihre Probleme dar und baten um Steuerminderung oder -verschonung.

Die vorliegende Edition bringt eine zwar bekannte, von der Forschung aber bisher nicht umfassend genutzte Quelle zur allgemeinen Kenntnis. Das »Seelenregister« ist sehr kundig eingeleitet, zahlreiche Ideen zur Auswertung werden geliefert – das äußerlich unscheinbare *püchlein* vereint auf 120 Seiten tatsächlich Edition und historisch-demographische Auswertung und wird in der Stadtgeschichtsforschung seinen Platz finden.

Nils Jörn, Wismar

Joachim *Östlund*, Saltets pris. Svenska slavar i Nordafrika och handeln i Medelhavet 1650–1770. – Lund (Nordic Academic Press) 2014. – 396 Seiten. – ISBN 978-87675-16-4.

Das hier zu besprechende Buch befaßt sich in möglichst umfassender Weise mit den Beziehungen Schwedens zu den Barbareskenstaaten Nordafrikas in der Frühen Neuzeit. Der Untersuchungszeitraum wird grob vom Westfälischen

Frieden einerseits und vom Ende der Freiheitszeit in Schweden andererseits begrenzt. Mehr als politischen Marken ist der gewählte Betrachtungszeitraum der wechselvollen Beziehungsgeschichte von Schweden und den nordafrikanischen Barbareskenstaaten Marokko, Algerien, Tunis und Tripolis geschuldet. Während sich beide Seiten vor 1650 so gut wie überhaupt nie begegnet waren, hatten sich um 1770 die Beziehungen zwischen Schweden und allen islamischen Anrainerstaaten des Mittelmeers normalisiert, und folgten seit einiger Zeit einem eingespielten Modus. 1729 hatte Schweden mit Algerien, 1736 mit Tunis, 1741 mit Tripolis und 1763 mit Marokko Frieden geschlossen. Bis 1763 war es theoretisch noch möglich gewesen, daß schwedische Schiffe in den Gewässern Südeuropas von Schiffen, die unter der Flagge des Halbmondes segelten, gekapert und ihre Besatzungen in eine als Sklaverei angesehene Gefangenschaft überführt wurden. In einem Kernzeitraum von etwa 1670 bis 1710 hatte Schweden sogar relativ hohe Verluste erlitten; in diesen vier Jahrzehnten mögen etwa drei bis vier Dutzend schwedische Schiffe von nordafrikanischen Korsaren aufgebracht worden sein.

In den letzten zwei Dekaden hat eine umfassende (Neu-)Erforschung der komplexen Beziehungsgeschichte zwischen dem christlichen Europa und dem islamischen Maghreb während der Frühen Neuzeit stattgefunden. Die hierbei geschehenen Infragestellungen und Veränderungen von bislang maßgeblichen Paradigmen (Fixierung auf Staatsgeschichte, einseitige Skandalisierung des nordafrikanischen Korsarentums und ihrer auf Christensklaverei basierenden Ökonomien u. v. m.) haben auch das Buch von Östlund, zu dessen Vorteil, geprägt. Östlund nimmt auf die meisten einschlägig in jüngerer Zeit hervorgetretenen Autoren Bezug, insbesondere aus dem englischsprachigen, weniger aus dem französisch- oder italienischsprachigen Raum. Dabei läßt er sich vor allem von dem Ansatz leiten, die Geschichte dieses Kulturkontakts aus den Quellen der von den Beziehungen Schwedens zum Maghreb betroffenen oder hier engagierten Personen (Gefangene, Diplomaten, Autoren von wichtigeren schwedischen Druckwerken u. a.) aufzuschlüsseln.

Östlunds Grundanliegen ist zunächst, eine regionale Forschungslücke zu schließen. In der

Tat ist die letzte wesentliche Darstellung des Verhältnisses Schwedens zu den Maghrebstaaten während der Frühen Neuzeit in der Mitte des 19. Jahrhunderts geschrieben worden (Johan Henrik Krüger, *Sveriges förhållande till Barbareskstaterna i Afrika*. 2 Bände, Stockholm 1854). Angesichts des sehr intensiven Engagements schwedischer Schiffe im Mittelmeer im 18. Jahrhundert wäre es verfehlt, hier ein randständiges Gebiet für exotische Spezialistenforschung zu vermuten. Hierauf verweist bereits der Titel. *Saltets pris* (Der Preis des Salzes) zeigt die Zentralität der Barbareskenproblematik gerade für Schweden auf. Erstens: Das Land war in hohem Maße abhängig von Salzzimporten, die weitgehend von den Salzpflanzen der portugiesischen Atlantikküste gedeckt wurden, eines Gebiets, in dem die algerischen Kaperfahrer häufig lauerten, während zugleich das häufig in Kriege verwickelte Schweden dringend einer sicheren Versorgung mit diesem Gut auf eigenen Schiffen bedurfte. Zweitens: Als die Schweden in den letzten zwei Dritteln des 18. Jahrhunderts das Mittelmeer intensiv befuhren, wurden sie auch im Zwischenhandel zwischen fremden Kaufleuten tätig und machten so während der vielen Kriege zwischen den Seemächten hohe Profite. Bezahlt wurde dieser Vorteil teilweise durch ausgesprochen hohe Tribute, die der Staat Schweden bis 1845 an die Barbareskenstaaten entrichtete. »Der Preis des Salzes« besteht also zum einen Teil in den menschlichen Kosten für die schwedischen Sklaven in Nordafrika und ihre Freikäufe von etwa 1650 bis 1750, zum anderen Teil in den Tributen, die Schweden seit 1729 zur Aufrechterhaltung der Friedensverträge mit den Barbaresken leisten mußte.

Östlund konzentriert sich nicht auf eine Politik- oder Wirtschaftsgeschichte, diese Aspekte rahmen die Darstellung eher locker. In diesem Sinne will er nur beiläufig die genannte regionale Forschungslücke schließen oder sie sogar offen lassen. Sein Interesse liegt vor allem im Bereich der schwedischen Wahrnehmungs- und Perzeptionsgeschichte, hauptsächlich von Sklaverei der Schweden in Nordafrika und den eigentümlichen Systemen der Barbareskenstaaten. Dabei ist Östlunds Ziel, die Schwierigkeiten und Brüche im Kulturkontakt herauszuarbeiten, hierfür legt er einen Schwerpunkt

auf die Geschichte der Verhandlungen, die zu den Friedensverträgen führten. Die etwa 500 bis 1000 geschätzten schwedischen Sklaven in Nordafrika sind an sich keine historisch schwerwiegende Menge, sie haben jedoch eine hohe Relevanz für die zeitgenössische schwedische Gesellschaft gehabt, in der große Kollektensammlungen stattfanden, das Bewußtsein für die Barbareskenstaaten sowie die südeuropäischen Gewässer als Gefahrenräume geprägt wurde und der Staat als zentraler Akteur zur Produktion von Sicherheit für seine Untertanen im fernen Nordafrika in den Vordergrund trat. Auf diese Aspekte legt Östlund sein Augenmerk, gestützt auf dichte Archivrecherchen in Schweden, die ein gewisses Ornament durch Archivalien aus den Staatsarchiven und/oder -bibliotheken Den Haag, Paris, Hamburg und sogar Algier erhalten.

In einer längeren Einleitung referiert Östlund den derzeitigen internationalen Forschungsstand und benennt seine Interessensschwerpunkte, die insbesondere auf der Sklaverei von Schweden und deren Wahrnehmung in der Heimat liegen. Es folgen fünf Kapitel, jeweils zwischen 40 und 70 Seiten umfassend. Das erste und längste mit dem Titel »Slavernas stad« (die Stadt der Sklaven = Algier) beschäftigt sich mit den quantitativen Aspekten der schwedischen Sklaven in Algier, ihrem Zustand in der Gefangenschaft, ihren Briefen in die Heimat und den Bemühungen um ihren Freikauf bis ins frühe 18. Jahrhundert. Das zweite Kapitel, das kürzeste, trägt den Titel »Att förhandla med Nordafrika« (Verhandeln mit Nordafrika) und handelt von den vielfältigen diplomatischen Bemühungen von schwedischer Seite um die Barbareskenstaaten seit dem späten 17. Jahrhundert und schildert unter Ausbreitung vieler bisher unbekannter Einzelheiten die schließlich erfolgreichen Friedensverhandlungen zwischen Algier und Schweden, die in den späten 1720er Jahren stattfanden. Im dritten Kapitel, »Slavkollekt i Sverige« (Sklavenkollekt in Schweden) betitelt, beleuchtet Östlund die schwedische Heimat, er stellt dar, wie hier für die Sklaven Geld gesammelt und wie dies gerechtfertigt wurde und wie das System schließlich durch eine staatliche Instanz, das Konvoikommissariat, übernommen wurde. Zudem betrachtet Östlund hier die tatsächlichen Umstände des

Freikaufes, schildert, wie dieser ablief, wie die Heimfahrt verlief und was die ehemaligen Sklaven in der Heimat für ein Schicksal erwartete. Das vierte Kapitel trägt den Titel »Konsulerna i Nordafrika« (Die Konsuln in Nordafrika). Hier erfaßt Östlund die Welt der schwedischen Konsuln in den Hauptstädten Nordafrikas, die als Zentralfiguren des Kulturkontaktes gelten können. Auch ihre Autonomie als eigenständige Akteure, beispielsweise bei der Organisation des innermediterranen Handels mit schwarzafrikanischen Sklaven (von Tripolis nach Konstantinopel), beschreibt Östlund. Im letzten Kapitel »Nordafrika i vetenskapens och äventyrsberättelsernas värld« (Nordafrika in der Welt der Wissenschaften und der Abenteuerberichte) stellt Östlund uns die literarische Betrachtung Nordafrikas in schwedischen Druckwerken des 18. Jahrhunderts vor. Hier erfahren wir von höchst bedeutsamen Darstellungen seitens der schwedischen Mitarbeiter in den Konsulaten, aber auch von pikaresken Romanen, die den Protagonisten auch nach Algier versetzen; der Ort war im 18. Jahrhundert ein wichtiger Topos für die literarische Welt geworden. Auf den Schlußseiten betont Östlund noch einmal, daß der wichtigste Bezugsraum zwischen dem frühneuzeitlichen Schweden und der damaligen islamisch/osmanischen Welt Nordafrika gewesen ist, was eine deutlich übersehene Dimension der damaligen schwedischen Perspektiven in die außereuropäische Welt darstellt.

Bezüge zu Pommern und Deutschland hat Östlund nicht speziell herausgestellt. Über das gesamte Buch hinweg verteilt werden Bremen-Verdener, Pommern und Wismarer erwähnt, hauptsächlich im Zusammenhang mit Seeleuten aus den deutschen Provinzen Schwedens, die auch das Ziel von Freikaufsbemühungen und der Gegenstand diplomatischer Verwicklungen (zwischen Schweden und Hamburg) waren. Es zeigt sich ein intensives Engagement Stockholms auch für die deutschen Untertanen der schwedischen Krone, für die Freiheit seiner deutschen Untertanen tat das frühneuzeitliche Schweden eindeutig genauso viel wie für seine Nationaluntertanen. Wenn, was relativ häufig vorkam, Untertanen der zum Reich gehörenden Provinzen der Krone Schweden auf Hamburger Schiffen in Gefangenschaft gerieten, dann intervenierte Schweden seit 1730 regelmäßig in

der Elbstadt und verlangte recht kategorisch deren Freikauf. Diesen Einblicken zum Trotz: Die »deutsche« Seite der schwedischen Beziehungsgeschichte zu Nordafrika scheint mir hier nicht ausgeschöpft, gerade auch weil die Archive der Provinzen (Stade, Wismar, Stralsund, Barth etc.) nicht ausgewertet worden sind. Für künftige Forschungen in dieser Richtung finden sich in der Arbeit jedoch eine Menge an nützlichen Anhaltspunkten.

Das Buch ist in einer flüssigen Sprache geschrieben und bietet durch die Fülle neuer Perspektiven dem historisch interessierten Leser ein reichhaltiges Spektrum von Einblicken in eine ferne Epoche. Es ist hauptsächlich auf die Deskription und die Zusammenschau, deutlich weniger auf eine auswertende Analyse gerichtet. Für jeden an der schwedischen Geschichte, an den Barbareskenstaaten und am frühneuzeitlichen europäisch-islamischen Kulturkontakt Interessierten ist die Lektüre lohnend und kann empfohlen werden. Gerade mit Vorkenntnissen in einem der genannten Gebiete findet man zudem noch viele Anknüpfungspunkte, die das eigene Verständnis der damaligen komplexen europäischen Beziehungsgefüge erweitern.

Zum Schluß noch ein längerer Exkurs in eigener Sach: Im Buch geht Östlund auf den Seiten 168–179 im Unterkapitel »Från barmhärtighestrgärning till fokrättsfråga« (Von Mitleidshandlung zur Völkerrechtsfrage) sehr intensiv auf einen meiner publizierten Artikel ein.¹² Auf S. 177 lehnt er mein dort vorgebrachtes Argument, daß ein Wandel der Auffassungen von Menschenrechten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Europa dazu geführt habe, daß der Freikauf von Seeleuten in den zwischenstaatlichen Beziehungen unter Verweis auf das Völkerrecht und mit Drohungen von Repressalien verlangt und durchgesetzt wurde, ab. Konkret geht es um Seeleute aus Schweden und den deutschen Provinzen Schwedens, die auf Hamburger Schiffen im frühen 18. Jahrhundert in die Sklaverei in Nordafrika gefallen waren. In den 1730er und 1740er Jahren verlangte Schweden häufig und in drohender Sprache

von Hamburg den Freikauf seiner Untertanen und setzte dies schließlich auch durch. Dies war völkerrechtlich ein Novum, seither wurde dies jedoch allgemein in der westlichen Welt anerkannte Praxis. Ich sehe dies als Resultat einer höheren Empathie für das Leiden von Menschen, die sich in Europa im frühen 18. Jahrhundert verbreitete, und nehme dabei Bezug auf Autoren wie Lynn Hunt und Wolfgang Schmale, die in unterschiedlichen Kontexten ähnlich zur Genese der Menschenrechte argumentiert haben.¹³ Östlund lehnt meine Ausführungen ab und begründet dies damit, Freikäufe hätten bereits im 17. Jahrhundert stattgefunden, Mitleid sei also immer vorhanden gewesen. Er sieht in der neuen Entwicklung in den 1730er und 1740er Jahren nur eine effizientere Kostenzuteilung (»kostnadseffektiver«) durch die klare Etablierung von Verantwortlichkeiten beim Freikauf. Wenn man dies großzügig interpretiert, so erkennt Östlund um 1730 die Schließung einer Lücke im Freikaufssystem, welches jedoch prinzipiell bereits seit dem 16. Jahrhundert in ganz Europa existiert habe.

Nach meinem Dafürhalten greift Östlunds Ansatz aber zu kurz. Die Verantwortung für den Freikauf war bis 1730 immer in dem Sinne geregelt, daß die Heimat des Betroffenen den Freikauf finanzierte und organisierte oder (in dieser Konstellation wohl zumeist) dies aus eigenem Gutdünken heraus unterließ. In den Quellen lassen sich viele Fälle dieser Art finden, hauptsächlich bekannt sind mir deutsche Seeleute auf niederländischen Schiffen. Nicht auf eine einzige nach Amsterdam gerichtete Supplik bin ich je gestoßen, in der ein deutscher Reeder oder Kaufmann oder gar eine staatliche Instanz nach Gefangennahme angeheuerter deutscher Seeleute auf einem niederländischen Schiff um Hilfe beim Freikauf gebeten hätte. Auch ein mächtigerer Staat wie England verlangte von den Niederlanden keinen Freikauf der eigenen Untertanen, die auf Schiffen der Republik in nordafrikanische Gefangenschaft gefallen waren. Faktisch hatte diese Gruppe un-

12 Magnus *Ressel*, Conflicts between Early Modern European States about Rescuing own Subjects from Barbary-Captivity, in: *Scandinavian Journal of History* 36,1 (2011), S. 1–22.

13 Lynn *Hunt*, *Inventing Human Rights. A History*, London 2007; Wolfgang *Schmale*, *Archäologie der Grund- und Menschenrechte in der frühen Neuzeit. Ein deutsch-französisches Paradigma*, München 1997.

ter einer besonders niedrigen Freikaufsrate zu leiden, da die Heimat hier meist ein geringeres Interesse am Loskauf zeigte; wenn dieser aber vorkam, war er bis 1730 von Akteuren aus der Herkunftsregion des Sklaven finanziert. Von 1730 bis 1750 stellt sich dies in ganz Europa um, und der Freikauf wurde völkerrechtliche Pflicht des Staates des Reeders. Dies geschah zunächst auf von den skandinavischen Staaten gegenüber Hamburg ausgeübten Druck hin, in Westeuropa folgt man jedoch bald der Entwicklung. Hier wurde keine Finanzierung optimiert, hier wurde ein Menschenrecht durch diplomatischen Druck durchgesetzt (eigentlich: erstmalig erfunden) und damit in der Tat eine in der Praxis häufig bestehende Lücke des Freikaufes geschlossen. Die Vehemenz der Forderung von skandinavischer Seite nach dieser Änderung hat mich folgern lassen, dies sei mit der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vor sich gehenden generellen Entwicklung hin zu einer größeren Sensibilität für die Rechte von Individuen in Verbindung zu setzen. Dies fügt sich sehr gut in die etablierte Sicht auf die Geschichte der Menschenrechte ein, ich unterstreiche es durch einen Satz aus den Quellen:

*Allein die Billigkeit rede doch für diese Unglückliche, welche sich gleichwohl zum Besten der Kaufmannschaft gewaget, und es sey ungerecht dieselbe ihrem traurigen Schicksahl so gantz unbekümmert zu überlassen.*¹⁴

Hier hat ein Hamburger Senator im Jahr 1753 intern ausgedrückt, daß die dänischen Seeleute auf Hamburger Schiffen einen Freikauf von seiten Hamburgs verdienten. So ein Satz ist in den Jahrhunderten zuvor nie zugunsten auf Hamburger Schiffen fahrender Ausländer gefallen, er ist ein Novum. Diese Haltung kam in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf, und sie war daraufhin bald in ganz Europa anzutreffen. Wenn hier im Sinne Östlunds eine Lücke im Freikauf geschlossen wurde, so ist zu fragen, woher das Bedürfnis hierzu kam. Ich sehe die Ursache in einem in ganz Europa anzutreffenden Wandel der Sensibilität für die Rechte des Individuums, nicht im Bedürfnis, nur eine Lücke in einem bestehenden System tech-

nisch zu schließen. Chronologisch paßt meine Argumentation gut zu Beobachtungen, die in der oben erwähnten Forschung zur Geschichte der Menschenrechte gemacht worden sind; hier wird immer wieder die hohe Bedeutung der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hervorgehoben.

Von Kontroversen lebt die Forschung, und daher steht auch meine Auffassung der Debatte offen. Östlunds Gegenposition begrüße ich deshalb und hoffe, daß sie zu einer Beschäftigung mit seinem Buch und der Thematik der Beziehungs- und Wahrnehmungsgeschichte Europas und des Maghreb in der Frühen Neuzeit anregt. Sein Buch ist hierfür ein sehr gelungener Beitrag und kann in jeglicher Hinsicht nur empfohlen werden.

Magnus Ressel, München

Schwedens Beteiligung am Siebenjährigen Krieg im Spiegel des Tageregisters der Stadt Loitz 1757-1759, hg. von Robert *Oldach* (Publikationen des Lehrstuhls für Nordische Geschichte, 16). – Greifswald (Druckhaus Panzig) 2014. – 280 Seiten, s/w-Abbildungen. – ISBN 978-3-86006-411-5.

Der Siebenjährige Krieg von 1756 bis 1763 wird neuerdings gerne der erste Weltkrieg der Geschichte genannt, weil er eben nicht nur die in der deutschnationalen Erinnerungskultur traditionell im Vordergrund stehenden Kriege und zweifellos grandiosen militärischen Leistungen Preußens und seines Königs Friedrich II. umfaßte, sondern auch die weltweit in ihren entstehenden Kolonialreichen ausgetragenen Auseinandersetzungen zwischen Großbritannien und Frankreich. Auch Schweden beteiligte sich an diesem Krieg und hatte Preußen zum Gegner. Erklärtes Kriegsziel war die Rückgewinnung der im Frieden von Stockholm von 1720 an Preußen abgetretenen Teile Vorpommerns südlich der Peene samt Stettin und den Inseln Usedom und Wollin, womit man strategisch wieder die Kontrolle über die Odermündung gewinnen würde. Der Siebenjährige Krieg ist aber auch in einer anderen Hinsicht etwas Neues, zu ihm liegen ungleich mehr und v. a.

14 Staatsarchiv Hamburg, 371-2 Extra Judicialprotokoll Admiralitätskollegium A2 Band 3 (1752-61), fol. 73-9.

vielfältigere Schriftquellen vor als für alle vorhergehenden Kriege. Neben den offiziellen Aufzeichnungen der inzwischen zu festen Behördenapparaten ausgebildeten militärischen Kommandostellen der beteiligten Staaten sind auch Aufzeichnungen privater Herkunft, entweder zeitgenössische tagebuchartige oder spätere Niederschriften memorialen Charakters in einer Dichte überliefert, wie man sie für frühere Zeiten und Kriege vergeblich sucht. Die hier zu besprechende Publikation ist in ihrem Hauptteil die Edition einer solchen Quelle. Diese Art von Quellen – dazu gehören für den Siebenjährigen Krieg in Vorpommern auch die Autobiographie von Johann Christian Müller, Pastor an der Heilgeistkirche, also der Pfarrkirche der schwedischen Garnison, in Stralsund, und das Tagebuch des schwedischen Regimentspfarrers Olof Langelius – bieten vielfach einen anderen, mehr kulturgeschichtlich orientierten, Zugang zu den damaligen Ereignissen.

Das Buch, entstanden über Jahre als eine Art Nebenbeschäftigung des Autors im Zusammenhang mit den Archivrecherchen zu seiner Dissertation, besteht aus drei Teilen. Der erste Teil ist eine Darstellung der schwedischen Beteiligung am Siebenjährigen Krieg, der zweite die Edition des sogenannten Tageregisters der Loitzer Bürgermeister Almer und Mehl, eine von Zivilisten verfaßte chronikalische Darstellung der Ereignisse in Loitz aus den Jahren 1757 bis 1759. Im dritten, Anhang genannten Teil befinden sich nicht nur die üblichen dort versammelten Bestandteile eines Fachbuchs wie Quellen-, Literatur- und Abkürzungsverzeichnis, Personenregister, Maße, Glossar usw., sondern auch die Kurzviten der Loitzer Stadtkommandanten während des Siebenjährigen Krieges. Dies alles belegt die enorme Akribie des Herausgebers bei der Erarbeitung dieser Publikation. Der erste Teil ist eigentlich nichts weniger als eine auf der Auswertung der bisherigen deutschen und schwedischen Literatur in Verbindung mit den Aussagen der edierten Quelle und weiterer archivalischer Quellen fußende kurze Darstellung der sich in Vorpommern abspielenden Auseinandersetzungen zwischen Schweden und Preußen während des Siebenjährigen Krieges. Hinzu kommt ein Abriss der Loitzer Stadtgeschichte und der städtischen Verfassung zur Zeit des Siebenjährigen Krieges. Bei aller

Akribie sind dem Herausgeber aber gerade hier auch einige Quellen entgangen, die noch weitere Angaben hätten liefern können. So kann die Anzahl der Häuser bzw. steuerpflichtigen Grundstücke für das Jahr 1709 anhand des für dieses Jahr überlieferten Lustrationsregisters genau angegeben werden,¹⁵ ebenso liegt in den im Reichsarchiv Kopenhagen überlieferten Lustrationsregistern eine erste Bevölkerungszählung für die Stadt Loitz vom 7. August 1717 vor,¹⁶ nach der die Stadt insgesamt 528 Einwohner zählte. Eine weitere Zählung liegt für das Jahr 1764 vor,¹⁷ bei der für die Stadt samt Bauhof die Zahl von 1071 Einwohnern angegeben wurde. Der letzte Hauptabschnitt des ersten Teils gibt dann eine Schilderung des Kriegesalltags auf der Grundlage des Tageregisters der beiden Loitzer Bürgermeister. Als Zweck für die Anlegung dieser Aufzeichnungen vermutet Oldach die Anfertigung eines Verzeichnisses der Kriegslasten der Stadt (S. 15). Das klingt plausibel, läßt aber gleich vermuten, man könnte dann ähnliche Verzeichnisse auch in anderen Städten geführt haben, um diese wahrscheinlich als Beleg für spätere Entschädigungsforderungen o. ä. zu verwenden.

Auch wenn der eben beschriebene und mit Einleitung bezeichnete erste Teil des Buches mit 88 Seiten schon sehr umfangreich ist, nimmt die Edition des Tageregisters mit rund 160 Seiten (S. 91–252) den größten Raum ein. Allein dieser Umfang macht deutlich, wie viele Informationen zur Alltagsgeschichte im Krieg es enthält, die in einem kulturgeschichtlich orientierten Geschichtsverständnis weit über die lokalen Verhältnisse von Loitz und Umgebung hinausreichen. Der Herausgeber hat sich mit der Edition ein großes Verdienst erworben. Aber auch hier sei noch eine Ergänzung bzw. Korrektur gestattet. Auf S. 203 wird der Besuch des Verwalters einiger Güter südlich von Loitz beschrieben (Pensin, Kletzin, Ükerl.). Bei letzterem Ortsnamen vermutet Oldach, daß es sich

15 Exemplare des Loitzer Lustrationsregister von 1709 in Landesarchiv Greifswald, Rep. 6, Tit. 48, Nr. 45 und in Stadtarchiv Stralsund, Rep. 13, Nr. 1588.

16 Siehe auch hier: http://wikicommons.genealogy.net/images/6/63/Pommern_Lustration_sonstige_Staedte.djvu (Abruf am 4. Juli 2015).

17 Landesarchiv Greifswald, Rep. 36, I A 4, Bl. 68.

um Ückeritz auf der Insel Usedom handeln könnte. Ückeritz ist zweifellos richtig, aber den Ort gibt es auch als unmittelbaren östlichen Nachbarort von Kletzin, keine zehn Kilometer von Loitz entfernt.

Dies soll aber die Leistung von Oldach in keiner Weise schmälern. Wer sich künftig mit den Geschehnissen des Siebenjährigen Kriegs in Vorpommern beschäftigt, wird an diesem Buch nicht vorbeikommen.

Dirk Schleinert, Stralsund

Oskar Matthias Frhr. v. *Lepel*, Nassenheide in Pommern. Geschichte eines Ritterguts. – Metternich (Barton) 2014. – 255 Seiten mit elf, teils farbigen Abbildungen und drei genealogischen Tafeln. – ISBN 978-3-934648-03-6.

Manche Neuerscheinung verdient es, am Stück gelesen zu werden. Ein solches Buch ist jetzt für Nassenheide, ein Dorf im Kirchspiel Böck (Altkreis Randow), knapp 20 km nordwestlich von Stettin gelegen, veröffentlicht worden. Der Verfasser, Jahrgang 1942, hat seiner eigenen Familie damit ein spannendes Kapitel ihrer Geschichte erschlossen, der pommerschen Landesgeschichtsforschung aber am Beispiel eines großen Gutskomplexes eine mustergültige Studie zum Verständnis der Agrar-, Sozial- und Rechtsgeschichte an die Hand gegeben, mit der all diejenigen, die sich an weitere Fallbeispiele wagen oder auch in vergleichender Perspektive die neuzeitliche Entwicklung adliger Güter untersuchen wollen, weiterarbeiten können. Aber damit nicht genug – ähnlich wie es Eberhard Lebender in den vergangenen Jahren für Prillwitz im Pyritzer Weizacker gelungen ist, bietet Oskar Matthias von Lepel nun für Nassenheide ein Kaleidoskop preußischer und deutscher Geistes- und Kulturgeschichte des 18. und vor allem des 19. Jahrhunderts, wie es in dieser Breite und Detailliertheit nur für wenige Orte und die mit diesen verbundenen Familien für Pommern bisher zu Papier gebracht worden ist.

Für die Familie von Lepel, die seit dem 13. Jahrhundert in Pommern beheimatet war, ist die vorliegende Studie die dritte innerhalb von drei Jahrzehnten, mit der in hoher Qualität ihren

Wurzeln im Land am Meer nachgespürt wird. Hellmut Hannes legte 1983 ein Typoskript mit dem Titel »Die Insel Usedom und der Gnitz – Stammheimat der Familie von Lepel« vor. Gemeinsam mit Andreas Hansert veröffentlichte Oskar Matthias von Lepel 2008 das »Historisch-Genalogische Handbuch der Familie von Lepel (Lepell)«. In diesen beiden Abhandlungen zeichnete sich ein räumlicher Schwerpunkt auf dem Gnitz, einer Usedomer Halbinsel, sowie auf Wieck bei Gützkow ab. Auf dem Gnitz war die Familie bis 1945 begütert, doch Wieck zu veräußern hatte sie sich schon 1932 gezwungen gesehen. Der ursprünglich etwa 3.250 ha umfassende Gutskomplex Nassenheide – mit den Vorwerken Luchsloch, Grünenwald, Sonnenwald und Schlangenhorst und dem südlich anschließenden Nachbargut Böck und dessen Vorwerken Neuohf, Ahlgraben und Habichtshorst sowie den später anteilig erworbenen Gütern Blankensee und Plöwen – steht nun im Zentrum der neuen Darstellung.

Nassenheide war nur zwischen 1720 und 1826 im Besitz einer Linie der Familie von Lepel, ehe nach drei Generationen der männlichen Erbfolge von Otto Gustav (1657–1735) auf Friedrich Wilhelm (1716–1783), der 1749 von König Friedrich II. von Preußen in den Grafenstand erhoben wurde, und schließlich Wilhelm (1755–1826) der Gutskomplex als Kunkellehen an dessen Schwestern Ottilie Gräfin Henckel von Donnersmarck (1756–1843) und Ulrike von Schmeling (1759–1831) fiel. Ottilies Enkel Leo Amadeus Maximilian Graf Henckel von Donnersmarck (1829–1895) veräußerte 1872 Nassenheide an Harry Graf von Arnim (1824–1881). Nach dem Tod seines hochverschuldeten Sohnes Henning (1851–1910) gelangte Nassenheide als Teil der Konkursmasse an Franz Stock (1867–1939), dem seit 1915 auch das benachbarte Stolzenburg gehörte und der das Gut Nassenheide 1934 an die Pommersche Landesgesellschaft veräußerte, die mit der Aufsiedlung begann. Auf einem Restgut von 116 ha erwirtschaftete bis 1945 noch die Familie von Köller ihren Lebensunterhalt. Das beeindruckende Herrenhaus von Nassenheide wurde am 17. August 1944 nach dem verheerenden Luftangriff auf Stettin von einer englischen Fliegerbombe zerstört. Durch die Festlegungen, die seitens der Sowjetischen Militäradministration im Nach-

gang zum Potsdamer Abkommen getroffen wurden, fielen Böck und Nassenheide mit den umliegenden Wohnplätzen im Spätsommer 1945 unter polnische Verwaltung, während Plöwen und Blankensee zum Land Mecklenburg-Vorpommern kamen.

Soweit sei hier zum besseren Verständnis die dieser Studie zugrundeliegende Besitzentwicklung in kurzer Synthese dargeboten. Der Autor hat eine Vierteilung für seine Monographie gewählt.

In einem ersten Teil geht er mit großer Sachkunde auf die rechtlichen, kulturellen und historischen Grundlagen (S. 23–78) ein. Dabei ist sein großer Vorteil, daß er mit rechtshistorisch geschultem Blick die außerordentlich differenzierten Entwicklungen für Begriffe wie Lehn- gut, Rittergut, Gutsbezirk, Allodifikation sowie das Patronatsrecht des Adels an Pfarrkirchen zu erläutern vermag. Dafür stützt er sich auf eine umfangreiche Literatur, die für Pommern seit der Frühen Neuzeit entstanden ist, sowie auf die Aktenbestände vor allem des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz, des Staatsarchivs Stettin und des Landesarchivs Greifswald, wenn es ihm um die konkrete Auslegung z. B. des Lehnrechts im Fall der Nassenheider Güter geht. In diesem ersten Teil liegt aus Sicht der Landesgeschichte, vor allem der Rechtsgeschichte, der vermutlich größte Nutzen über das konkrete Fallbeispiel hinaus. Gerade für Hinterpommern und Altvorpommern können diejenigen, die für die Güter anderer Familien ähnliche Recherchen betreiben, in diesem Band Anregungen für das Verständnis der komplexen Materie erhalten.

In einem zweiten Teil werden für sieben herausragende Personen, die zwischen 1720 und 1910 mit Nassenheide verbunden waren, Lebensbilder (S. 79–146) gezeichnet. Der dritte Teil bietet familiengeschichtliche Exkurse (S. 147–167) zu den Lepel, den Henckel von Donnersmarck und den Goethe. Umfangreiche Anhänge (S. 172–255) bieten nicht nur Orts-, Personen- und Sachregister sowie die Quellennachweise, sondern einleitend ein umfangreiches Glossar nicht zuletzt der rechtsgeschichtlichen Termini, für das wir dem Autor dankbar sein dürfen.

Für die Kunst- und Kulturgeschichte Pommerns war Nassenheide gerade im 19. Jahrhundert ein geradezu legendenumwobener Ort, wehte hier

doch über Jahrzehnte ein Hauch von Weimar. Wilhelm Graf von Lepel hatte Johann Wolfgang von Goethe während eines Kuraufenthalts 1806 in Karlsbad kennengelernt, dem Dichter blieb er durch eine imposante Kupferstichsammlung in Erinnerung. Diese Kupferstichsammlung, eine der größten in privater Hand im deutschsprachigen Raum, vermachte Wilhelm, der seine letzten Lebensjahre in Gnadenfrei und Herrnhut verbrachte, dem preußischen Staat. Sie bildet heute noch den Grundstock des Berliner Kupferstichkabinetts. Daneben besaß Wilhelm von Lepel eine beeindruckende Bibliothek, eine Gemäldegalerie, eine in Italien erworbene Sammlung antiker Skulpturen und eine Naturalienkollektion mit exquisiten Herbarien. In Nassenheide ließ er den Südflügel an das von ihm stark erweiterte Herrenhaus anbauen, um seine Sammlungen dort repräsentativ unterbringen zu können. Ein großzügiger englischer Landschaftsgarten mit exotischen Gewächsen umgab fortan das Herrenhaus. Unter Harry von Arnim sollten Jahrzehnte später auch Teile der Bibliothek seines Schwiegervaters, des Prinzen August von Preußen (1779–1843), in Nassenheide ein Domizil auf Zeit finden. Wilhelm von Lepels Großnichte, Ottilie Freiin von Pogwisch (1795–1872), heiratete 1817 in Weimar Johann Julius August von Goethe (1789–1830). Johann Wolfgang von Goethes Enkel, die dieser Verbindung entstammen, Walther (1818 bis 1885), Wolfgang (1820–1883) und Alma (1827 bis 1844) – bei der die Frage naheliegt, ob ihr zweiter Vorname »Sedina« eine Anspielung auf die Herkunft ihrer Vorfahren mütterlicherseits darstellt – waren häufig in Nassenheide zu Gast. Ottilie von Goethe hatte 1852 für sich und ihre beiden Söhne im Stettiner Lehns- und Sukzessionsregister für eine Hälfte des Nassenheider Gutskomplexes ihre Lehnrechte eintragen lassen. Ihre Lehnberechtigung mit Agnatenstatus wurde allerdings bei der Allodifikation nach 1867 wieder gelöscht und erlangte keine rechtliche Wirksamkeit. Unabhängig von der Erbfrage waren für Ottilie und ihre Söhne die Aufenthalte in Nassenheide wichtig, da sie von hier aus den Kontakt zum Salon der Auguste Sophie Tilebein in Züllchow und zu dem bedeutenden Komponisten Carl Loewe in Stettin halten konnten. Es ist faszinierend, Oskar Matthias von Lepels Recherchen zu den zahlreichen Ver-

bindungen, die sich über die Familien Henkel von Donnersmarck und Goethe in Weimar ergeben hatten, und ihren Auswirkungen auf Nassenheide und Stettin in dieser Publikation zu folgen.

In ähnlicher Weise läßt uns der Autor an den Verwicklungen, in die der Diplomat Harry Graf von Arnim kurz nach dem Erwerb von Nassenheide stürzte, nachdem er sich mit dem Reichskanzler Otto Fürst von Bismarck überworfen hatte, teilhaben. Hier beeindruckt vor allem das Lebensbild von Harrys Schwiegertochter, der in Australien geborenen Mary Annette Gräfin von Arnim, geb. Beauchamp (1866–1941), die unter dem von ihrem ersten großen Romanerfolg »Elizabeth and her German Garden« (1898) abgeleiteten Pseudonym zuerst im englischsprachigen Raum, schließlich auch in Deutschland bekannt wurde. Sie verbrachte prägende Jahre in Nassenheide, das ihr mit der Ausstattung des Herrenhauses und der großartigen Parkanlage als ein adlig-romantisch verklärtes Elysium erschien.

Nach der Zerstreuung der Nassenheider Kunstschätze und der Zerstörung des Herrenhauses kurz vor Kriegsende erinnern heute nur noch wenige Wirtschaftsbauten des alten Gutshofs sowie der verwilderte Park an ein unwiederbringlich verlorenes Kapitel pommerscher Geschichte. In der Dorfkirche von Böck ist die von Otto Gustav von Lepel gestiftete Ausstattung, insbesondere sein barockes Epitaph, eine letzte Reminiszenz an die Jahrzehnte, in denen der Name Lepel mit diesem Landstrich verbunden war.

Oskar Matthias von Lepel rätselt auf S. 51, was nach 1945 mit dem Epitaph des schwedischen Majors Theophilus Michaelis geschehen sei, der an seinen in der Schlacht bei Poltawa 1709 erlittenen Verwundungen später in Moskau verstarb. Michaelis war der Vorgänger Otto Gustavs von Lepel auf Nassenheide. Dieses Rätsel läßt sich am Ende dieser Rezension auflösen: Wie so viele andere wertvolle Ausstattungstücke aus den Kirchen im Stettiner Umland hat der für die kirchliche Denkmalpflege in dem 1972 errichteten katholischen Bistum Stettin-Cammin (seit 1992 Erzbistum) zuständige Priester auch dieses Epitaph in die Stettiner Jakobikirche, nunmehr Kathedrale, bringen lassen. Dort gehört es zum Grundstock einer Sammlung

kirchlicher Kunst, wurde vor wenigen Jahren restauriert und hängt nun an der Nordwand des Kirchenschiffs.

Haik Thomas Porada, Leipzig

Hans-Christof *Kraus*, Bismarck. Größe – Grenzen – Leistungen. – Stuttgart (Klett-Cotta) 2015. – 330 Seiten. – ISBN 978-3-608-94861-5.

»Otto von Bismarck aus Pommern«, so oder ähnlich unterschrieb der spätere Reichsgründer zumindest als Göttinger Student gerne Widmungen, Briefe usw. Sein langes Leben umfaßt beinahe das ganze 19. Jahrhundert, dessen zweite Hälfte er wie kaum ein anderer Staatsmann jener Zeit mitgeprägt hat. Von 1851 bis 1862 vertrat er ohne jegliche entsprechende Vorbildung das Königreich Preußen als Gesandter – Diplomaten im Range eines Botschafters gab es in dem sparsamen Preußen erst ab 1862 und zunächst auch nur in London (leider falsch S. 90) – beim Bundestag in Frankfurt am Main (1851 bis 1859), dem Gesandtenkongreß der deutschen Staaten bis 1866, in St. Petersburg (1859 bis 1862) und in Paris (1862). Bismarck, der in weiten Kreisen als übler schwarzer Reaktionär galt, wurde 1862 von König Wilhelm I. in der schweren Verfassungskrise seines Landes zum preußischen Ministerpräsidenten (kurze Unterbrechung 1872/73) und Außenminister berufen, was er viele Jahre blieb. 1867 wurde er zugleich Kanzler des Norddeutschen Bundes, 1871 des neugegründeten Deutschen Reiches. 1884 wurde er zusätzlich noch preußischer Minister für Handel und Gewerbe. Nach mehreren Krisen und Konflikten entließ ihn 1890 der junge König und Kaiser Wilhelm II. aus allen öffentlichen Ämtern. Der einfache Adelige war nach großen politischen Erfolgen vom König 1865 in den Grafen- und 1871 in den Fürstenstand erhoben worden; den ihm bei seiner brüskten Entlassung verliehenen Titel eines Herzogs von Launenburg führte er nie.

Bismarcks Charakter, seine Weltsicht und -anschauung sowie sein Denken wurden in seiner Kindheit auf dem väterlichen Gut Kniephof, während seines Militärdienstes in Greifswald 1838, in seiner Zeit als junger, wilder Gutsherr

1839 bis 1846 ebenfalls auf Kniephof und noch weit länger stark von Pommern geprägt. Nach dem preußisch-österreichischen Krieg kaufte er von der ihm vom preußischen Landtag gemachten Dotation im Kreis Rummelsburg in einem der entlegensten Winkel der Provinz Pommern, ja des gesamten Königreichs das Gut Varzin, das für Jahrzehnte sein Lieblingsort wurde. Der ihm 1877 vom König verliehene Ehrentitel »Erboberjägermeister im Herzogtum Pommern« war daran gebunden. Nach dem Tod seiner geliebten Frau Johanna, einer geborenen v. Puttkamer, im Jahre 1894 hat Bismarck es nicht mehr betreten. – In Putbus auf Rügen verfaßte der leitende preußische Staatsmann seinen Entwurf für die ihm auf den Leib geschneiderte Verfassung des Norddeutschen Bundes, die »Putbuser Diktate«, die mit geringen Änderungen die des Deutschen Reichs von 1871 wurde (vgl. S. 113). – Die starke Bindung Bismarcks an Pommern, auf die Rez. wiederholt deutlich hingewiesen hat,¹⁸ ist Grund genug, hier die wohl eindeutig beste der wenigen Bismarck-Biographien, die aus Anlaß von Bismarcks 200. Geburtstag am 1. April 2015 erschienen sind, vorzustellen. Allerdings konnte Kraus, der in Passau Neuere und Neueste Geschichte lehrende Verfasser, aus Platzgründen gerade diesen Aspekt nur ganz am Rande berücksichtigen, was zu bedauern, aber nicht wirklich zu kritisieren ist.

Die hier anzuzeigende Bismarck-Biographie zeichnet sich durch eine klare Gedankenführung und eine gute, klare, unaufgeregte Sprache ohne modische Floskeln und Schnörkel aus und ist quellennah und -gesättigt geschrieben. – Das Buch ist sowohl für den Fachmann als auch für den interessierten Laien gedacht und wird zweifelsohne beide Lesergruppen zufriedenstellen.

Die Biographie ist in vier große Abschnitte gegliedert: I. Persönlichkeit, II. Größe, III. Gren-

zen und IV. Leistungen. Im Anhang sind das Quellen- und Literaturverzeichnis sowie die Anmerkungen zu den einzelnen Kapiteln zu finden (S. 315–330). Bei der Literatur ist kritisch zu bemerken, daß man das eine oder andere nicht unwichtige Werk vermißt. So hätte das grundlegende und wichtige Nachschlagewerk »Biographisches Handbuch des Auswärtigen Dienstes«, hg. vom Auswärtigen Amt, 5 Bände, Paderborn u. a. 2000–2014, ebenso aufgeführt werden können wie die nicht unumstrittene Edition »Bismarcks spanische ›Diversion‹ 1870 und der preußisch-deutsche Reichsgründungskrieg«, hg. von Josef Becker, 3 Bände, Paderborn u. a. 2003–2007. Doch ist im Falle einer Bismarck-Biographie auch nur annähernde Vollständigkeit ohnehin nicht zu erreichen.

In den großen Abschnitten erzählt Kraus chronologisch. Sie sind sinnvoll in Kapitel unterteilt, deren Überschriften leider nicht im Inhaltsverzeichnis aufgeführt werden. Es sollen und können hier im Rahmen einer kleinen Anzeige die einzelnen Etappen nicht nacherzählt werden. Erwähnt seien nur einige Beispiele. Schon bald nach 1866 verengte sich der Begriff Deutschland auf das Gebiet des Deutschen Reiches von 1871, und Österreich wurde fortan als etwas Selbständiges aufgefaßt. Bismarck wollte von 1866/67 an die Deutschen zu einer Nation machen (S. 211 f.; vgl. auch S. 83), was ihm gelang, wenn auch nur mit Einschränkungen. Seine Grenzen zeigten sich im Kulturkampf gegen die römisch-katholische Kirche, der ihn nach vielen vorangegangenen Zwischenstufen mit seinen konservativen Freunden und politischen »Erziehern« der 1840er Jahre irreparabel entzweite (S. 167). Diese hatten sich einst um die Gebrüder v. Gerlach geschart, über die und deren Denken Kraus maßgebliche Studien vorgelegt hat und bestens ausgewiesen ist. Schon zu Beginn der 1850er Jahre, noch bevor er Gesandter beim Bundestag wurde, sah Bismarck im Gegensatz zu jenen hochkonservativen Kreisen ein, daß sich »aus den Moralvorstellungen der Bibel« keine »politische Ethik« ableiten ließ. »Die Welt des Politischen folgte, wie er sehr bald selbst erfahren musste, ganz anderen Gesetzen. Nach seiner Überzeugung hatte er von Gott keine Anleitung zum politischen Handeln, sondern das Pflichtgefühl empfangen, seinem Gewissen gemäß zu handeln und

¹⁸ Vgl. Baltische Studien NF 85 (1999), S. 83–97; erweiterte und überarbeitete Fassung in: Otto von Bismarck – Johanna v. Puttkamer – Pommern Varzin (Varziner Hefte, 1), Kiel 2001, S. 10–36; Bismarcks Pommern (Friedrichsruher Beiträge, 31), Friedrichsruh 2007; Die Pommersche Zeitung 65, 2015, Folge 16 vom 18.4.2015, S. 12–14.

das, was von ihm als richtig erkannt worden war, auch durchzusetzen« (S. 31). Dabei hatte sich der Politiker an dem staatlichen Egoismus des Gemeinwesens zu orientieren, für das er verantwortlich war (siehe z. B. S. 45, 49 f.). Mit den Gesetzen gegen den (politischen) Katholizismus erreichte der Kanzler nur, daß sich diese Minderheit noch viel enger als bisher zusammenschloß und als Einheit verstand. So wirkten auch seine Kampfmaßnahmen gegen den polnischen Bevölkerungsteil (S. 189–193) und gegen die entstehende Sozialdemokratie. Sein in sich vielleicht durchaus verständlicher Kampf gegen die Sozialisten kulminierte im sog. Sozialistengesetz von 1878, das 1881, 1884, 1886 und 1888 verlängert werden konnte. 1890 war die Frage seiner Verlängerung eine von denen, die den jungen Kaiser und seinen alten Kanzler endgültig trennten. Bismarck erkannte die gemäßigten, reformorientierten Kräfte in der Sozialdemokratie nicht (S. 179). Die Kehrseite dieser Kampfmaßnahmen freilich war die 1881 eingeleitete Sozialgesetzgebung, die für die ganze Welt vorbildlich wurde und es bis heute ist. Sie brachten den deutschen Sozialstaat hervor (vgl. S. 224–240). Gründe für Bismarcks Fehleinschätzungen und Fehlleistungen, die Kraus mit der gebotenen Deutlichkeit beschreibt, waren sein starker Egoismus, sein »unerschütterliches Selbstbewusstsein, das gelegentlich in manifeste Selbstüberschätzung ausarten« (S. 196) und gar in brutale Rücksichtslosigkeit münden konnte. – Wegweisend und positiv aber war auch der von Bismarck betriebene und geleitete verfassungs- und verwaltungsmäßige Ausbau des Reiches, der bis heute Wirkungen zeitigt, man bedenke nur die Verknüpfung starker unitarischer Elemente »mit ausgeprägt föderalistischen Institutionen und Eigenrechten der Länder« (S. 224). Im Kaiserreich stand nach Bismarcks Willen der Kanzler »im Zentrum des konstitutionellen Spannungsfeldes zwischen Kaiser, Bundesrat und Reichstag ... als politisch entscheidendes Element der Reichsverfassung« (S. 216). – Nicht übersehen werden darf die »von Bismarck stark forcierte Einführung der Maß-, Gewichts- und vor allem Währungseinheit« sowie die noch wichtigere Rechtseinheit (S. 221 f.).

In dem gesamten Buch wird deutlich, daß Bismarck über die Eigenschaften verfügte, die ein

wahrhaft Großer der Geschichte haben muß: nach einer festen Verankerung in einer wie auch immer gearteten Weltanschauung, hier war es der feste christliche Glaube evangelischer Konfession, nämlich »Illusionslosigkeit, Sachlichkeit, Nüchternheit, Realitätssinn« (S. 82).

Nur Böswillige und Ignoranten können Otto v. Bismarck die Anerkennung als eines Großen in der Geschichte verweigern. Nach der Lektüre des Buches von Hans-Christof Kraus kommt man zu demselben Schluß wie nach dem Lesen aller ernsthaften und maßgeblichen Bismarck-Biographien, daß »wenigstens die deutsche Geschichte in den Jahren 1864 bis 1871 und seitdem auch die Geschichte Europas bis 1890 sich im Wesentlichen in seiner Person »verdichtet« hatten« (S. 82). Das war gewiß nicht zum Schaden unseres Vaterlandes und unseres Kontinents, dem er von 1878 an, den Tagen des Berliner Kongresses, den er als ehrlicher Makler sicher führte, bis zum 1. Balkankrieg 1912 Frieden bescherte. Der war zudem Bismarcks Bündnispolitik zu verdanken, wenn diese letztlich auch nur »ein System der Aushilfen« war.¹⁹ Nebenbei: Die Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und Rußland hatten nach dem Berliner Kongreß einen Tiefpunkt erreicht, weil sich die östliche Großmacht zu Unrecht benachteiligt fühlte. Das wurde mit dem groben sog. »Ohrfeigenbrief« von Zar Alexander II. an seinen Onkel, den Deutschen Kaiser, deutlich. Diese Würde begleitete damals für noch viele Jahre bis 1888 Wilhelm I. und nicht sein gleichnamiger Enkel, wie es in dem Buch durch einen offensichtlichen Druckfehler zu lesen ist (S. 263). – Stark geprägt aber wurde der große Staatsmann Otto v. Bismarck nicht zuletzt durch Pommern. Der Passauer Historiker Kraus hat ihm eine überzeugende und schlichtweg gute, ja erstklassige Biographie gewidmet!

Ludwig Biewer, Berlin

¹⁹ Klaus *Hildebrand*, jetzt in: Klaus *Hildebrand*, *Der Flug des Ikarus*, hg. v. Joachim *Scholtyssek* und Christoph *Studt*, München 2011, S. 25–40.

Manfred Höft, *Der Vulcan in Stettin und Hamburg. Schiffswerft – Lokomotivfabrik – Maschinenfabrik 1851–1929 in drei Bänden. Band 1: 1851–1904. Der Handelsschiff- und Maschinenbau.* – Bremen (H. M. Hauschild) 2013. – 303 Seiten mit zahlreichen s/w Abbildungen. – ISBN 978-3-89757-475-5.

Gediegene wirtschaftshistorische Untersuchungen sind für Pommern leider sehr rar gesät. Zwar haben einzelne Unternehmen, z. B. die Feldmühle in Stettin, bereits vor dem Zweiten Weltkrieg beachtenswerte Festschriften zu Betriebsjubiläen in Auftrag gegeben, doch sind nach 1945 bis heute nur für wenige Firmen Studien in monographischer Form vorgelegt worden. Dem 1935 in Altdamm bei Stettin geborenen Manfred H. Höft gebührt nun das Verdienst, sich des größten Schiffbauunternehmens in Pommern, der Vulcan-Werft in Stettin, angenommen zu haben. In mehr als zehnjähriger akribischer Recherche hat er eine Materialsammlung in über 80 Ordnern zusammengetragen, aus denen er ein dreibändiges Manuskript entwickelte. Der erste Band konnte 2013 erscheinen. Im gleichen Jahr meldete der seit über 150 Jahren in Bremen auch als Druckerei tätige Verlag allerdings Insolvenz an, so daß aus Sicht der pommerschen Landesgeschichtsforschung die Sorge im Raum steht, was mit den Manuskripten für den zweiten und den dritten Band geschehen wird.

Der erste, großformatige Band, der dem Handelsschiff- und Maschinenbau zwischen 1851 und 1904 gewidmet ist, besticht durch einen ansprechenden zweispaltigen Satz in gut lesbaren Typographie sowie ein wohlgedachtes Illustrationskonzept.

Die Wurzeln des Vulcan lagen vor den Toren Stettins oderabwärts in Bredow. Dort begann die Maschinen- und Schiffbauwerkstätte Fruchtenicht & Brock 1851 mit der Produktion in einem Segment, dessen Vor- und Frühgeschichte in Europa und Übersee der Autor mit beeindruckender Sachkenntnis einleitend schildert – dem eisernen Dampfschiffbau. Bereits 1857 erforderte die kapitalintensive Herstellung von Schiffen in Bredow die Umwandlung der Firma in eine Aktiengesellschaft. Die Stettiner Maschinenbau-Actien-Gesellschaft Vulcan war damit die erste Werft im Gebiet des

Deutschen Bundes, die diesen Weg einer Börsennotierung ging. In den folgenden Jahrzehnten wurde die Produktpalette stark verbreitert – sie reichte von Handels- und Kriegsschiffen über Lokomotiven und Maschinen bis hin zu Turbinen. In Spitzenzeiten waren bis zu 22.000 Mitarbeiter für den Vulcan tätig, der sich früh anschickte, in der ersten Liga der Werften von Weltrang seinen Platz zu finden. Die Innovationen der Stettiner Ingenieure ermöglichten so den Bau des Doppelschraubendampfers *Augusta Victoria* 1887–1889 sowie des Schnelldampfers *FÜRST BISMARCK* 1891, der erstmals für das Deutsche Reich das legendäre »Blau Band« erringen konnte. Kurz vor der Fertigstellung dieses Prestigeprojektes besuchte Kaiser Wilhelm II. die Werft in Stettin. Auch Gäste aus dem Ausland, z. B. die internationale Vereinigung der Schiffskonstruktoren und Schiffstechniker, wurden in jener Zeit in Stettin begrüßt, ein Zeichen der Anerkennung für die Qualität des Schiffbaus in der Odermetropole. Nicht zuletzt dem Vulcan verdankte Stettin seinen kometenhaften Aufstieg zur größten Stadt an der deutschen Ostseeküste – weit vor Kiel, Lübeck, Rostock, Danzig und Königsberg – und zu dem industriellen Kern der Provinz Pommern seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Manfred Höft gelingt es mit einer feinteiligen Strukturierung der Kapitel seiner Studie, dem Leser ein Bild von der wirtschaftlichen Dynamik jener Zeit, aber auch von der Krisenanfälligkeit großer Wirtschaftsunternehmen zu vermitteln. Die im Anhang zusammengestellten Anlagen werden nicht nur vom Fachmann für maritim-historische Fragestellungen dankbar zur Kenntnis genommen – dort finden sich die Neubautenliste für die ersten 261 Schiffe, außerdem Personalübersichten vom Vorstand und dem Verwaltungsrat bis hin zu den Ingenieuren, kaufmännischen Angestellten, Meistern und Werksärzten. Gerade hier wird der an biographischer Forschung Interessierte fündig, sind doch vom Autor für Dutzende der Akteure mehr oder weniger umfangreiche Abrisse zu den Lebensläufen erarbeitet worden. Tabellen zur Entwicklung des Aktienkapitals und der bis 1906 gezahlten Dividenden sowie Materialbezugslisten können für weitergehende wirtschaftshistorische Analysen herangezogen werden. Umfangreiche Register und Quel-

lenverzeichnisse runden den ersten Band einer Darstellung ab, die es verdient, von einer an schiffahrts- und schiffbaugeschichtlichen Fragestellungen interessierten breiteren Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden.

Der Weg Preußens und des Deutschen Reiches zu einer wirtschaftlichen und militärischen Großmacht zur See um 1900 wäre ohne den Stettiner Vulcan nicht denkbar gewesen, ein Umstand, der bei der in jüngster Zeit zu beobachtenden Verengung der Forschung und Darstellung auf die großen deutschen Nordseehäfen allzu leichtfertig übersehen wird. Zugleich fragt man sich – nicht nur bei der Lektüre dieser Publikation: Gibt es zu zentralen Fragen der pommerschen Landesgeschichte noch eine akademische Forschung und angemessene Darstellung, oder sind wir künftig ausschließlich auf das Engagement von Privatgelehrten angewiesen? Erst durch herausragende Arbeiten wie die von Manfred Höft werden wir daran erinnert, welche Defizite bei den eigentlich dafür zuständigen Institutionen auf deutscher Seite mittlerweile bestehen.

Haik Thomas Porada, Leipzig

Heino *Brockhage*, Kapitän Robert Hilgendorf. Sein Leben und Wirken auf frachtfahrenden Segelschiffen, hg. von der Schiffahrtsgeschichtlichen Gesellschaft Bremerhaven e. V. – Wiefelstede (Oceanum) 2015. – 96 Seiten. – ISBN 978-3-86927-403-4.

Unter Seglern hält sich die Legende, daß, wenn man um 1900 einen Chilenen gefragt habe, welche berühmten Deutschen er kenne, die Antwort meist gelautet habe: »Kaiser Wilhelm, Fürst Bismarck und Kapitän Hilgendorf«. Dem Vorstandsmitglied der Schiffahrtsgeschichtlichen Gesellschaft Bremerhaven, Heino Brockhage, ist nun das Verdienst zuzuschreiben, die erste umfassende Biographie über den pommerschen Segelschiffkapitän Robert Hilgendorf veröffentlicht zu haben. Sein Leben steht stellvertretend für viele ähnlich verlaufene Biographien von Kapitänen, die ihre Obsession auf dem Meer fanden. Die Lebensgeschichte Hilgendorfs wird durch ein Geleitwort und eine Vor-

bemerkung des Verfassers eingeleitet. Brockhage hat das Buch in sieben Abschnitte gegliedert, die Lebensetappen Hilgendorfs markieren.

Das erste Kapitel der Biographie ist mit »Herkunft, Kindheit und Jugend« betitelt und widmet sich im wesentlichen Hilgendorfs Zeit in Pommern. Schon mit 17 Jahren verließ Hilgendorf seine Heimat, wo er 1852 in Schiebenhorst bei Stepenitz am Ostufer des Stettiner Haffs geboren wurde. Im folgenden Kapitel beleuchtet Brockhage die Matrosen- und Steuermannszeit Hilgendorfs. Ende 1869 war Hilgendorf bereits Vollmatrose. 1873 wurde er zur Kaiserlichen Marine eingezogen, die er 1875 als Bootsmannsmaat verließ. 1877 erlangte er in Altona die Befähigung zum Steuermann und 1879 zum Schiffer auf Großer Fahrt. Unmittelbar nach Erwerb des Patentes heuerte er 1879 bei der Hamburger Reederei Laeisz an. Der zunehmenden Bekanntheit Hilgendorfs widmet Brockhage das vierte Kapitel. Die Popularität ist dabei auf die stets konstanten und schnellen Segelzeiten Hilgendorfs zurückzuführen. Sie brachten ihm die Beinamen »Flying German« und »Düwel von Hamburg« ein. Mit seinen schnellen Fahrten von Hamburg nach Chile trug er zudem maßgeblich zum Mythos der »Flying P-Liner« bei. P-Liner wurden sie genannt, weil alle Schiffsnamen der Reederei Laeisz mit dem Buchstaben P begannen. In einem eigenen Kapitel wird die Zeit Hilgendorfs auf der »Potosi«, dem seinerzeit größten Segelschiff der Welt, sehr detailliert beschrieben. Insgesamt machte Hilgendorf zehn Chilereisen auf diesem Schiff. Im Mai 1900 schaffte er mit ihr ein Etmal (Strecke, die innerhalb von 24 Stunden zurückgelegte wird) von 376 Seemeilen, umgerechnet also fast 700 km. Er war der erste Kapitän, der es schaffte, innerhalb eines Jahres mit einem Windjammer zweimal nach Chile und zurück zu segeln. Insgesamt umfuhr er Kap Hoorn, die Südspitze Südamerikas, 59mal als Kapitän. Die letzten beiden Kapitel des Buches erzählen Hilgendorfs Geschichte an Land, denn die »Potosi« war sein letztes Schiff. Er ging 1901 von Bord und wurde zum Schifferalten und nautischen Sachverständigen für Hamburg bestellt und untersuchte fortan Havarien und Ladungsschäden für Seeversicherungsgesellschaften. Brockhage arbeitet hier nochmals heraus, warum Hilgendorf im Vergleich mit anderen Kapitänen so konstant

und schnell mit seinen Schiffen war. Es ist wohl auf die Wetteraufzeichnungen anderer Kapitäne zurückzuführen. Hilgendorf analysierte sie intensiv und zog daraus Schlüsse über vorherrschende Winde auf den einzelnen Streckenabschnitten. Auch selber reichte er Wetterbeobachtungen seiner Reisen bei der Deutschen Seewarte ein – zwischen 1883 und 1898 alleine rund 16.500 Beobachtungssätze. Nach schwerer Krankheit starb Hilgendorf am 4. Februar 1937 in Hamburg mit 84 Jahren.

Im Anhang des Buches gibt es eine kurze Beschreibung der »Cap Horniers«, also all derer, die mindestens einmal auf einem frachtfahrenden Schiff Kap Hoorn umrundeten und dabei Kapitän waren oder später wurden. Die Biographie ist überzeugend, authentisch und sehr detailliert geschrieben. Brockhage ist es gelungen, auch durch reichliches Bildmaterial und umfangreiches Quellenstudium, eine sehr spannende, kurzweilige und lesenswerte Lebensbeschreibung Hilgendorfs sowie seiner Schiffe zu verfassen.

Klemens Grube, Greifswald

Essen, Trinken, Schlafen. Gastgeber und Wirte im ehemaligen Kreis Bütow in Pommern. In Zusammenarbeit mit dem Heimatkreis Bütow bearbeitet und herausgegeben von Klaus-Dieter *Kreplin* (Veröffentlichungen aus dem Genealogischen Archiv Kreplin, 6). – Herdecke und Praust bei Danzig (Wydawnictwo JASNE) 2013. – 256 Seiten mit zahlreichen, z. T. farbigen Abbildungen. – ISBN 978-83-61508-55-7.

In der Lebenswelt unserer Vorfahren in Pommern spielten Gasthöfe eine große Rolle. Neben dem sonntäglichen Kirchgang war der »Krug« der wichtigste Ort für Geselligkeit und Gedankenaustausch. Auch aus steuerlichen Gründen war über Jahrhunderte der Bier- und Branntweinkonsum auf diese Häuser sowohl auf dem Lande als auch in den Städten konzentriert. Seit dem Mittelalter waren die Landstraßen mit Wegestationen versehen, die dem Reisenden Unterkunft und Verpflegung sowie den Reittieren Stall und Futter boten. Ange-

sichts der Dauer, die in vormotorisierter Zeit die Fahrt z. B. eines Bauern zum nächstgelegenen Marktort oder eines Kaufmanns über weitere Strecken in Anspruch nahm, wird die große Bedeutung von Wirtshäusern in jener Ära verständlich.

Klaus-Dieter Kreplin, selbst noch 1945 in Bütow geboren, hat seiner Vaterstadt und den umliegenden Dörfern mit der für seine Publikationstätigkeit seit Jahrzehnten typischen Gründlichkeit jetzt eine Zusammenstellung gestiftet, wie sie für kaum einen anderen Bereich in Pommern vorhanden ist.²⁰

Eine umfassende Einführung (S. 14–45) in das Thema macht den Leser mit den für das Gastgewerbe typischen Termini vertraut, erläutert die aus der Entwicklung der Schankgerechtigkeit seit dem Mittelalter resultierende räumliche Verteilung der Gasthöfe sowohl in den Dörfern als auch im Gebiet der Stadt Bütow, bei der vor allem die Rolle des Deutschen Ordens und der nachfolgenden Landesherrschaft für die Ausprägung der Schloßfreiheit herausgestellt wird. Angereichert werden die Betrachtungen auf allen Maßstabebenen durch 15 informative thematische Karten (z. B. bezogen auf das Gebiet des späteren Kreises Bütow für die Zeitschnitte um 1800, um 1860 und bis 1945 mit den Gemarkungsgrenzen und dem Verlauf der Landstraßen) sowie akribisch erarbeitete chronologisch-statistische Tabellen (z. B. zu den Krügen im Bütower Land vor der Einführung der Gewerbefreiheit).

Den Hauptteil der Darstellung bildet der Katalog der Gaststätten im Gebiet der Stadt Bütow (S. 46–147) und in den Dörfern des Kreises Bütow (S. 148–215). Neben einer Rekonstruktion der historischen Entwicklung auf der Basis einer ausgedehnten Archivrecherche, vornehmlich im Geheimen Staatsarchiv Berlin Preussischer Kulturbesitz, im Staatsarchiv Stettin, im Landesarchiv Greifswald und in den Lastenaus-

²⁰ Für die alte Provinzhauptstadt und deren engeres Umland sei hier an eine Studie erinnert, der allerdings ein anderer Ansatz zugrunde lag: Kristin *Maronn*, *Schöne Gaststätten in und um Stettin in alten Ansichtskarten von 1890 bis 1943* (Stettiner Schriften, 11), Husum 2001.

gleichsunterlagen in der Außenstelle Bayreuth des Bundesarchivs, wurde für die meisten Gastwirtschaften auch mindestens eine Ansichtskarte, häufig aber sogar eine ganze Abfolge von historischen Aufnahmen reproduziert. Die Inhaber werden entsprechend der Quellenlage für einzelne Jahreschnitte angegeben, Besonderheiten des jeweiligen Lokals – z. B. eigene Brau- und Brennätigkeit, in späterer Zeit das Aufkommen von Lichtspielstätten in bereits bestehenden Lokalen – erläutert. Bei den Landgasthöfen fällt eine Bütower Besonderheit auf, die diesen Kreis – vielleicht mit Ausnahme des Kreises Lauenburg – von den anderen in Pommern markant unterscheidet: Erstaunlich viele Adlige sind im 19. und frühen 20. Jahrhundert als Gastwirte nachweisbar, so z. B. von Malottki und von Chamier-Gliscinski in Bütow, von Jutzenka in Borntuchen, von Kasubowski in Groß Tuchen, von Zaluskowsky in Gustkow, von Stendek-Modrzewski in Hygendorf, von Malotki in Tschebiatkow, von Wnuck Lipinski in Reckow, von Gostomski in Stüdnitz, von Sikorski in Klonschen, von Spitzock-Bresinski in Zemmen, von Dombrowski und von Wrycz-Reckowski in Zerrin. Die im Vergleich mit dem übrigen Hinterpommern völlig unterschiedliche soziale Stellung des kaschubischen Panenadels in den Landen Lauenburg und Bütow, deren Anerkennung als Edelfreie durch die pommerschen Herzöge seit dem Ende des 15. Jahrhunderts nichts an der Größe ihrer Bauernhöfe geändert hatte, dürfte eine Erklärung dafür sein, warum es für Angehörige dieser Familien so attraktiv war, sich als Gastwirte zu betätigen. Für ihre Standesgenossen in anderen Teilen der preußischen Monarchie wäre das undenkbar gewesen.

Ein eigener Abschnitt ist den Jugendherbergen (S. 216–227) gewidmet. Durch die hügelige Lage an den östlichen Ausläufern des Pommerschen Landrückens mit zahlreichen eingestreuten Seen hatte der Kreis Bütow schon in den 1920er Jahren große Aufmerksamkeit seitens der Wanderbewegung erfahren, was sich in mehreren neuen Jugendherbergen im Kreisgebiet niederschlug. Dabei spielte aber auch die Vermittlung des Erlebnisses der Grenze zu dem in Versailles geschaffenen »polnischen Korridor« eine wichtige Rolle, die seit 1933 noch deutlich stärker betont wurde. Der 1936 vom

pommerschen Gauleiter Franz Schwede-Coburg verfügte Ausbau der Ruine der Deutschordenburg Bütow durch den Berliner Architekten Fritz Ebhardt zu einer Großjugendherberge und einem Gauschulungslager mit 425 »Betten und Lagern« wurde in den Folgejahren betrieben. Klaus-Dieter Kreplin publiziert die auch aus denkmalpflegerischer Sicht interessanten zeitgenössischen Stellungnahmen, die in erheblichem Umfang damals vorgenommenen Rekonstruktionen des mittelalterlichen Gebäudebestandes ansprechen.

Im Anhang (S. 228–238) finden sich »Geschichten und Sagen um Gaststätten« sowie »Rezepte aus dem Kreis Bütow«. Während letztere sicherlich dankbare Leser finden werden, wäre eine kritischere Auswahl oder Kommentierung bei den Geschichten wünschenswert gewesen. »Eine heitere Versteigerung im Kreis Bütow« (S. 231) hat z. B. einen Neuabdruck nicht verdient. An das gründlich gearbeitete Quellenverzeichnis schließen sich ein Personenregister sowie eine Orts- und Straßennamenkonkordanz an, die nicht nur hinsichtlich der seit 1945 polonisierten, sondern auch der zwölf in den 1920er und 1930er Jahren germanisierten Namen von Dörfern im Kreis Bütow eine große Orientierungshilfe sind.

Nachdem Klaus-Dieter Kreplin 2009 bereits eine vergleichbare Zusammenschau für die Schulen des Kreises Bütow vorgelegt hatte, war die vorliegende Studie von ihm für den Heimatkreis Bütow e. V. zum 27. Bütower Heimattreffen in Frankenberg 2013 erarbeitet worden. Sowohl Bütows Patenstadt Frankenberg an der Eder als auch der Landkreis Waldeck-Frankenberg gehören mittlerweile zu den immer weniger werdenden Kommunen im Gebiet der alten Bundesrepublik, die ihre Patenschaften für ostdeutsche Heimatkreise aktiv pflegen. Auf diese Weise ist Frankenberg nicht nur traditionell das Ziel der Heimattreffen der Bütower, sondern auch der Standort ihrer Heimatstube und der Heimatortskartei. Sowohl in dinglicher als auch in archivalischer Hinsicht sind hier für das Gebiet des Kreises Bütow einzigartige Quellen zusammengetragen worden. Nachdem in anderen Städten hinterpommersche Heimatstuben in den letzten Jahren schon gedankenlos »eingemottet« und »entsorgt« worden sind, bleibt nur zu hoffen, daß die für die Bewahrung die-

ses Kulturguts verantwortlichen Einrichtungen endlich ein Konzept entwickeln, damit für die verbliebenen Standorte eine Sicherung der Bestände auch nach dem nicht mehr allzu fernen Ende der letzten Patenschaften erfolgen kann. Wenn zu diesen Sammlungen auch noch aktive und gut vernetzte Fachleute treten, die wie Klaus-Dieter Kreplin zu den Pionieren des Computerzeitalters gehören, dann werden wir uns bald auf weitere spannende Darstellungen zu einzelnen Aspekten der Geschichte Hinterpommerns freuen können, die bisher eher stiefmütterlich thematisiert worden sind.

Haik Thomas Porada, Leipzig

Marco *Nase*, »Att Sverige skall dominera här«. Johannes Paul und das Schwedische Institut der Universität Greifswald 1933–1945 (Publikationen des Lehrstuhls für Nordische Geschichte, 17). – Greifswald (Ernst-Moritz-Arndt-Universität) 2014. – 186 Seiten mit Abbildungen. – ISBN 978-3-86006-415-3.

Der Greifswalder Historiker Professor Dr. Johannes Paul (1891–1990) war gebürtiger Sachse. Im Ersten Weltkrieg war er als Reserveoffizier zunächst in sächsischen Infanterieregimentern eingesetzt, nach einer Verwundung verwendete man ihn wegen seiner schwedischen Sprachkenntnisse von 1916 bis 1918 an der deutschen Gesandtschaft in Stockholm. Hier beschäftigte er sich mit Fragen der schwedischen Presse und mit der Erstellung politischer Analysen. Sein Leben lang begeisterte sich Paul für Schweden, und er heiratete auch kurz nach dem Ersten Weltkrieg eine Schwedin aus angesehener Familie. Von 1921 bis 1945 wirkte Paul als akademischer Lehrer und Forscher in Greifswald, unterbrochen war seine Greifswalder Zeit durch eine Lehrtätigkeit in Riga (1930–1932) und seinen zeitweiligen Einsatz als »Abwehr«-Offizier in Schweden und Finnland in den Jahren 1941 bis 1943. In Greifswald ist Pauls Name mit dem »Nordischen Institut« der Universität Greifswald eng verbunden, wobei Paul nach dessen organisatorischer »Aufspaltung« gemäß seinen persönlichen Forschungsinteressen als Leiter des »Schwedischen Instituts« fungierte. Weder

als Historiker noch als Bildner einer eigenen Schule ist Johannes Paul in besonderem Maße hervorgetreten. Doch hat er für die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen eine gewisse Bedeutung für den wissenschaftlichen, kulturellen und politischen Austausch mit Schweden erlangt.

Wie Nase nachweist, vollzog der streng evangelisch und monarchistisch gesinnte Paul ab 1933 den Übergang zu nationalsozialistischem Denken, was Nase an Pauls SA-Eintritt 1933 und seinem NSDAP-Eintritt im Jahre 1938 sowie auch an seinen vielfältigen Kontakten zu nationalsozialistischen Organisationen festmacht. Wie noch heute an deutschen Hochschulen nicht unüblich, war Paul in inneruniversitäre Kabbalen verwickelt, um seine eigene Karriere zu pflegen, Kompetenzen und Mittel für sein eigenes Fach zu ergattern und lästige Konkurrenten aus dem Weg zu räumen. Johannes Paul wird vom Verfasser deshalb stets kritisch bewertet, und selbst der Vorwurf des »Rassismus« (S. 139) bleibt ihm nicht erspart. Allerdings beschränkt sich solch strenge Kritik im Buch nur auf Paul. Nase fragt sich z. B. nicht verwundert, auf welcher rechtlichen Grundlage eigentlich der Volkssturmmann Johannes Paul von den Russen volle zehn Jahre – bis 1955 – in Haft gehalten wurde und warum er so schwer an seiner Gesundheit geschädigt zurückkehrte. Es ist mehr als naiv, einen »Fingerstich« in die Augen einigen »russischen Mitgefangenen« zuzuschreiben. Es dürfte sich bei den Tätern um russische Berufsverbrecher (»Urkas«) gehandelt haben, und wenn Paul aufgrund solcher Erlebnisse zu Äußerungen wie jener, die auf S. 139 nachzulesen ist, kam, sollte Nase als Historiker dies in einen gewissen Zusammenhang bringen und dabei auch einmal etwas Mitgefühl zeigen.

Es handelt sich bei vorliegendem Buch um eine Greifswalder Magisterarbeit aus dem Jahre 2009, die bei Professor Jens E. Olesen entstanden ist. Vor der Drucklegung wurde sie leicht überarbeitet, wie einige Literaturangaben aus dem Zeitraum nach 2009 belegen. Nase hat vorrangig Quellen aus dem Universitätsarchiv Greifswald und dem Bundesarchiv Berlin verwendet. Er vermutet zudem, daß sich im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes in Berlin einiges zum Thema finden dürfte (was der Rezensent genauso sieht) und sich im Bundes-

archiv/Militärarchiv Freiburg einiges zu Pauls Tätigkeit als »Abwehr«-Offizier befinden könnte (was der Rezensent weniger glaubt). Warum Nase nicht auf den naheliegenden Gedanken gekommen ist, im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin-Dahlem nachzuschauen, wo der Rezensent bei flüchtiger Suche in dem Bestand »Universität Greifswald« gleich mehrere relevante Akten fand, entzieht sich meiner Kenntnis. Zwar kann man hinsichtlich der Quellenbenutzung an eine Magisterarbeit nicht die gleichen Ansprüche wie an eine Dissertation stellen. Doch wenn zwischen der Vorlage einer Magisterarbeit und deren Drucklegung ein Zeitraum von immerhin fünf Jahren verstreicht, sollte man an einen am Gegenstand interessierten jungen Wissenschaftler die Erwartung richten dürfen, daß er »dranbleibe«. Der Baltendeutsche Wolfgang Wachsmuth taucht übrigens im ganzen Buch (mit einer einzigen Ausnahme) immer nur als »Wachsmuth« auf.

Jürgen W. Schmidt, Berlin

»... die letzten Schranken fallen lassen«. Studien zur Universität Greifswald im Nationalsozialismus, hg. von Dirk *Alvermann*. – Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2015. – 407 Seiten. – ISBN 978-3-412-22398-4.

1935 verkündete der neuernannte Rektor der Universität Greifswald in einer Ansprache: »Wir wollen die letzten Schranken, die zwischen der geistigen Haltung der Partei und unserer Hochschule noch stehen, fallen lassen«. Der Herausgeber Dirk Alvermann wählte dieses Zitat als Titel des vorliegenden Sammelbandes, in dem sich insgesamt 15 Autoren mit verschiedenen Aspekten der Geschichte der Universität Greifswald in der NS-Zeit beschäftigen. Da der Forschungsstand zu dem Thema insgesamt nicht befriedigend war, initiierte der Rektor im Mai 2011 ein Projekt zur möglichst umfassenden Darstellung der Universitätsgeschichte zwischen 1933 und 1945. Im April 2013 konnten die Ergebnisse in einem Workshop vorgestellt und zwei Jahre danach in dem hier vorliegenden Sammelband gedruckt werden.

Nicht alle Beiträge basierten hierbei auf aktuellen Forschungen. Mathias Rautenberg und Gabriele Förster präsentieren im wesentlichen die Ergebnisse ihrer in den 80er Jahren getätigten Untersuchungen, die sie aber nun aus gegenwärtiger Perspektive präsentieren, was vor allem bei Mathias Rautenberg zu recht umfangreichen, aber nicht uninteressanten theoretisch-philosophischen Diskursen führt. Es folgt dann eine breite Palette neuerer Studien. Stephanie-Thalia Dietrich bietet eine statistische Auswertung von 1994 Immatrikulationseinträgen der Jahre 1927–1945. Die Entwicklung entsprach hier in Greifswald dem Reichsdurchschnitt (Rückgang bei Theologie und Jura, nach 1939 steiler Anstieg bei Medizin und Frauenstudium). Greifswald wird als eine Einstiegsuniversität mit regionalem Profil beschrieben. Wenig glücklich ist die vorgenommene soziale Differenzierung der Studierenden nach ihren Vätern mit unklaren Kategorien wie »akademisch gebildete Funktionseliten«, »Führungskräfte« oder »Beamte und Angestellte« (S. 79). Hinzu kommen terminologische Unsicherheiten. Der Begriff »Hochadel« (0%) bezeichnet nur die Angehörigen ehemals regierender Fürstentümer, der deutlich zahlreichere »Niederadel« (Grafen, Barone, untitulierter Adel) ist gar nicht erwähnt.

Deutlich besser ist der folgende gut geschriebene und solide recherchierte Beitrag von Jan Mittenzwei über den NS-Studenten- und Dozentenbund. Hierfür wurden nicht nur Akten aus dem Universitätsarchiv, sondern auch aus dem Bundesarchiv benutzt. Während Dietrich den im Jahre 1937 feststellbaren Rückgang der Studentenzahlen nur beschreibt, bemüht sich Mittenzwei um Erklärung und sieht die Ursache vor allem in den 1933 mit Macht einsetzenden ebenso zeitaufwendigen wie studienfremden NS-Aktivitäten, denen sich die Studenten an einer so kleinen Universität schwer entziehen konnten, weshalb viele an eine größere, anonymere Universität wechselten. Ulrike Michel befaßt sich dann mit der Berufungspolitik an der medizinischen Fakultät und schildert eindrucksvoll, wie sich das Ministerium aus politischen Gründen immer wieder über die Wünsche der Fakultät hinwegsetzte. Leider endet ihre Studie bereits 1935, die Berufungen in der

Zeit zwischen 1936 und 1945 werden nicht mehr behandelt. Ekkehard Henschke beschäftigt sich mit den Biographien seines Vaters und fünf mit diesem verbundener junger Akademiker in der NS-Zeit. Einen besonders interessanten Beitrag über ein sonst selten behandeltes Thema liefert Tina Kröger mit ihrer Darstellung zum Ausländerstudium. Immerhin 229 Studenten aus 32 Ländern studierten zwischen 1933 und 1945 in Greifswald, die größte Gruppe waren Skandinavier, die sich für Medizin oder Zahnmedizin einschrieben. Voller Ironie und mit klarem Blick schildert ein britischer Student die Zustände in Greifswald und vergleicht sie mit Freiburg, wo er vorher studiert hatte. Das hier abgedruckte umfangliche Zitat ist ein kleines Juwel und sollte von den Greifswalder Stadt- und Universitätshistorikern öfter benutzt werden. Leider enthält der Beitrag keine späteren Erinnerungsberichte der ausländischen Studenten an ihre Greifswalder Zeit, die Ermittlung solcher Berichte hätte allerdings sicherlich umfangreiche biographische Recherchen erfordert. Die beiden folgenden Aufsätze befassen sich dann mit einigen Instituten, die es an anderen Universitäten nicht gab. Klemens Grube untersucht das 1943 gegründete Stettiner Oder-Donau-Institut, das trotz seiner Kurzlebigkeit überraschend produktiv war und auch auffallend viele auf Schweden bezogene Studien unternahm. Marco Nase liefert eine solide Übersicht über die breit gestreuten wissenschaftlichen wie politischen Aktivitäten der Nordischen Auslandsinstitute. Enttäuschend ist der Beitrag von Sascha Barz zur Zwangsarbeit an der Universität und auf ihren Gütern. In ausgesprochen vorwurfsvollem Ton beklagt der Autor die schlechte Quellenlage zu dem Thema, wobei es nicht überrascht, daß das von ihm hierzu angeschriebene Kreisarchiv Hagenow zu dieser Frage keine Akten bieten konnte. Dafür ist die Auswertung der Überlieferung der Greifswalder Archive eher oberflächlich. Obwohl es seiner Auskunft nach zum Universitätsgut Koitenhagen eine »dichte Aktenüberlieferung« gibt, erfährt der Leser sehr wenig über die Lebens- und Arbeitsbedingungen der dort beschäftigten Zwangsarbeiter. Auch in den Akten der Verwaltung der Universitätsforsten müßte eigentlich mehr zu diesem Thema zu finden sein.

Die nächsten drei Beiträge befassen sich alle mit einem ebenso speziellen wie interessanten Thema, nämlich den 1947 im Keller der Anatomie aufgefundenen Leichen. Vladimir Vsevolodov schildert die Entdeckung eines sowjetischen Berichts der gerichtsmedizinischen Untersuchung im Staatsarchiv der russischen Föderation, der dann in einer Übersetzung von Britta Holtz im Volltext abgedruckt wird. Anschließend ordnet Universitätsarchivar Dirk Alvermann die Quelle in den Kontext ein. Sein solide recherchierte Beitrag, der mit interessanten Ergebnissen aufwarten kann, gehört sicherlich zu den Highlights des Sammelbandes. Zu vielen Fragen wie zur Hinrichtung polnischer Zwangsarbeiter durch die Gestapo Köslin und zur NS-Euthanasie in Ueckermünde enthält dieser Aufsatz wichtige Hinweise. Die engen Beziehungen Greifswalds zu Skandinavien, die bereits in anderen Beiträgen immer wieder thematisiert wurden, stehen auch im Mittelpunkt der Untersuchung Nils Hansens zu den deutsch-schwedischen Verbindungen auf dem Gebiet der Medizin. Die Kontakte mit Schweden, wo es bereits seit 1935 ein Sterilisationsgesetz gab, waren offenbar recht eng. Wiederholt nahmen schwedische Ärzte auch an Schulungen in Alt-Rehse teil. Der letzte Aufsatz von Andreas Pehnke und Ulrich Wiegmann bietet ein biographisches Porträt des außerplanmäßigen Philosophieprofessors Walther Schulze-Soelde, der ursprünglich der NS-Ideologie durchaus fernstand, aber nach 1933 aus »purem Opportunismus« (S. 396), um eine Festanstellung zu erhalten, strikt auf die Parteilinie einschwenkte. Insgesamt versammelt der vorliegende Band eine ganze Fülle von Aufsätzen, die vielleicht nicht alle Forschungslücken zur Geschichte der Universität Greifswald in der NS-Zeit schließen, aber das Gesamtbild doch deutlich plastischer machen. Daß es zu den Autoren keine Kurzbiographien gibt, ist bedauerlich, dafür sind die Zusammenfassungen am Schluß jedes Beitrags und das den ganzen Band erschließende Personenregister zu loben und ein Beleg für die Sorgfalt des Herausgebers.

Bernd Kasten, Schwerin

Gerhardt Katsch. Greifswalder Tagebuch 1945–46, hg. von Mathias *Niendorf*. – Kiel (Ludwig) 2015. – XXVII und 220 Seiten. – ISBN 978-3-86935-242-8.

Da man davon ausgehen konnte, daß Gerhardt Katsch nicht scheinbar wahllos Tagebuchnotizen verfaßt hat, war es nur eine Frage der Zeit, bis ein neues Tagebuch gefunden und publiziert wurde. Das jetzt vorgelegte Buch hat einen längeren Werdegang durchlaufen und dazu gegenüber den bisher von Alvermann et al. (2007) sowie Ewert und Ewert (2008) veröffentlichten Tagebüchern eine Besonderheit. Die Vorgänger fanden handschriftliche Aufzeichnungen von Katsch in Schreibheften. Die neue Version von Niendorf geht zurück auf einen Durchschlag eines maschinenschriftlichen Typoskripts, das von dem früheren Verwalter von Katsch, Herrn Dillert, 2008 an Katschs Schwiegertochter, Frau Anna-Elisabeth Katsch, übergeben wurde. Es gab äußere Gründe, warum die ursprünglichen Bearbeiter Alvermann und Garbe das Projekt aufgegeben haben und es auf Bitte von Frau Katsch schließlich von Niendorf endbearbeitet und herausgegeben wurde. Bedauerlicherweise sind darüber insgesamt sieben Jahre vergangen. Die schon bekannten »Exzerpte aus Tagebuchnotizen« von Katsch, die jetzt im Universitätsarchiv Greifswald lagern, enthalten Hinweise mit der Angabe von Seitenzahlen. Manfred Herling vermutete deshalb, es müßte eine Tagebuchabschrift mit durchgehender Paginierung vorgelegen haben, »welche sich nicht mehr erhalten habe.« Der Durchschlag von Dillert stützte seine Vermutung.

Hier kann ein aktueller Einschub zur Rezeptionsgeschichte der Tagebücher gemacht werden, der zur endgültigen Klarheit beitragen wird. Wenige Wochen nach der Präsentation des jetzt zu besprechenden Buches von Niendorf wurden die Originale der maschinenschriftlichen Abschrift der Tagebuchnotizen gefunden. Wie schon mehrfach vorher kam auch dieses Mal der Zufall zur Hilfe. Weil das Schieferdach in der Rudolf-Petershagen-Allee 5 neu gedeckt werden mußte, wurde der Boden entrümpelt. Gefunden wurden zwei Hefter, die beide zusammen die von Katsch diktierten Tagebuchnotizen für den Gesamtzeitraum vom 4. September 1945 bis zum 5. Januar 1949 enthielten. Die bis jetzt noch fehlenden Zeiträume

vom 2. September bis zum 4. Oktober 1946 und vom 3. Juli 1947 bis zum 4. Januar 1949 sind inzwischen bearbeitet worden und liegen als Buch vor.²¹ Die zeitgeschichtliche Forschung kann sich somit ab sofort auf die kontinuierlich erfolgten Tagebucheintragungen von Katsch für die Nachkriegsjahre 1945 bis 1949 stützen, weil die bisherigen Einzelfragmente nun zu einem Gesamtbild zusammengefügt werden können. Die Einleitung bei Niendorf trägt die Überschrift »Behandeln und Verhandeln«. Der Herausgeber gibt hier eine sehr ausgewogene Bewertung der Geschehnisse der unmittelbaren Nachkriegszeit. Durch Einbeziehung biografischer Eckpunkte von Katsch versucht er, eine behutsame Bewertung der Haltung von Katsch in den vielen geschilderten kritischen Situationen zu vermitteln, die dem Leser durchaus einleuchtend nahegebracht werden. Die Älteren werden daran erinnert, wie schwer das Leben in der von Flüchtlingen überbelegten Stadt war, weil das Überleben buchstäblich davon abhing, ob man ein Dach über dem Kopf und genug zu essen hatte, um nicht verhungern zu müssen. Dazu kamen die Erfordernisse der Seuchenbekämpfung bei den immer wieder aufflackernden Herden von Typhus, Fleckfieber, Gonorrhoe und Syphilis, die nur in engem Zusammenwirken deutscher und sowjetischer Behörden gelingen konnte. Nur durch die Einbeziehung des Lyzeums und von Gebäuden der Odebrechtstiftung, die als Hilfslazarette reklamiert wurden, konnte die Bettenkapazität der Greifswalder Kliniken notdürftig erweitert werden. Das Tagebuch gibt einen Einblick in die intensiven administrativen und ärztlichen Aktivitäten, die Katsch auf sich nahm oder die ihm aufgebürdet wurden. Der Leser erkennt dabei bald die Handlungsstränge des persönlichen Wirkens Katschs im ersten Nachkriegsjahr.

Als Prorektor, Senats- und Fakultätsmitglied ist er in vielfältige Beratungen mit sowjetischen und deutschen Dienststellen einbezogen, als es um die Wiedereröffnung der Universität geht. Die Verhaftung des Rektors Lohmeyers, über deren Gründe nur sehr spärlich etwas durchsickerte, die widersprüchlichen Orientierungen

²¹ Gerhardt Katsch. *Persönliche Eindrücke vom Leben im Nachkriegsdeutschland*. 02.09.1946–04.1946, 03.07.1947–05.01.1949, hg. von Günter *Ewert* und Ralf *Ewert*, Berlin 2015.

zur Entnazifizierung – Katsch verwendet in seinen Aufzeichnungen auch den Begriff »Dena-zifikation« –, die neuen Anforderungen an die Studierenden sind solche Punkte, die sich im Geflecht von oft widersprüchlichen Orientierungen zentraler sowjetischer (SMAD) und deutscher (Zentralverwaltung Gesundheitswesen) Behörden in der Umsetzung durch Landes- und kommunale Gremien eher als hemmend denn als förderlich erwiesen.

Bei der Sicherung des Klinikbetriebs geht es immer wieder um existentielle Fragen, wenn Katsch etwa um die Zuführung von Heizmaterial und um die Aufbesserung der Ernährung für die Kranken kämpfen muß. Daß Not erfinderisch macht, zeigt auch Katsch, der sich um die Aufnahme der Arbeit einer Fischereigenossenschaft kümmert, um mit Fangfisch die Eiweißzufuhr für seine Patienten aufzubessern, und um Klinikkühe kämpft, deren Milch einzig und allein den Kranken zukommen soll.

Als Arzt ist er ständig bei den sowjetischen Offizieren und ihren Familien bis nach Schwerin hin gefragt. Hier vermerkt er in seinen Notizen oft feinsinnige Beobachtungen über die ihm ungewohnten Eß- und Trinkgewohnheiten seiner Gastgeber sowie die unterschiedlichen Auffassungen von Pünktlichkeit bei vereinbarten Terminen. Diese Tätigkeit hat für den von seiner Frau Irmgard geführten Haushalt aber einen für diese Zeit unschätzbaren Vorteil, insofern als er statt eines Honorars oft Naturalien erhält, die die Lebensmittelkartenzuwendungen deutlich aufbessern helfen.

Auch Kuriositäten sind in den Notizen nicht ausgespart. Zum 2. November 1945 findet sich die Information, daß der Kommandant, dessen Frau in der Frauenklinik vor der Entbindung stand, der Schwierigkeiten bei der Anlieferung von Heizmaterial für die Zentralheizung der Klinik nicht Herr wurde. Er ließ deshalb in dem Zimmer seiner Frau einen Ofen setzen, so daß zumindest dieses Zimmer geheizt werden konnte, während die übrige Klinik unbeheizt blieb.

Mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit kämpft Katsch um ein zweites Diabetikerheim in Karlsburg und überzeugt sich bei seinen seltenen Besuchen in Garz, daß das Haus belegt sei und seine Aufgaben erfülle.

Fast ein Jahr nach dem Kriegsende, am 3. April 1946, hält Katsch seine erste Vorlesung vor Stu-

denten. Entsetzt ist er, als er von den »revolutionären« Bemühungen erfährt, die Universitäts-güter in die Bodenreform mit einzubeziehen.

Vor eine wichtige Entscheidungssituation wird er gestellt, als er am 16. Juni 1946 ein Telegramm erhält, in dem Brugsch und v. Bergmann ihn bitten, in Berlin die Nachfolge seines früheren väterlichen Chefs an der Charité zu übernehmen.

Zu allen Widrigkeiten des Alltags kommen noch familiäre Sorgen. Seinen Neffen Christian, der an Typhus erkrankt war, konnte er in seine Klinik aufnehmen und in einer angemessenen Verfassung nach Hause entlassen. Aus Hochweiler erreicht ihn im November 1945 ein Brief, der ihn informiert, daß in seinem Haus zwar Flüchtlinge einquartiert seien, es aber sonst die letzten Kriegsmomente gut überstanden habe. Seine Schwester Annemarie, die dort Zuflucht genommen hatte, erlitt wenige Tage später einen Herzinfarkt und verstarb mit 48 Jahren.

Irmgard II, die Frau seines verstorbenen Bruders Hermann, informiert die Greifswalder über ihre Absicht, in ein Kloster einzutreten.

Endlich erhält das Ehepaar Katsch über Umwege eine erste Nachkriegsnachricht von ihrem Sohn Burchard aus Mexiko (8. November 1945). Monate werden vergehen, bis sie ihm selbst schreiben können (11. April 1946).

In all dieser täglichen Hektik mit immer neuen Forderungen und Orientierungen finden sich bei seinen Notizen auch wenige Momente des Innehaltens, des Rückerinnerns an wichtige Geschehnisse der letzten Kriegstage. So am 10. Oktober 1945, als er Frau Otto aus Hanshagen auf der Straße traf. »Sie brachte mir damals morgens um fünf Uhr ein Glas mit warmem Milchkaffee.«

Am 29. April 1946 notierte er u. a.: »Wir erreichten, daß Greifswald unzerstört blieb. Heute – scheint niemand mehr daran zu denken. (...) Niemand sprach mich auf die Ereignisse vor einem Jahr an. Abends brachte ich Frau Petershagen einen Tulpenstrauß und bat sie – zeitgemäß – ein Gläschen Brantwein bei uns zu trinken, was sie sehr dankbar annahm: auch ihr als Gattin des für die Stadtübergabe verantwortlichen Kommandanten hat niemand heut ein Wort gesagt.!«

Bei der Annotation für den 30. April 1946, als der Kurator bei der Vorfeyer des 1. Mai in der Aula eine Ansprache hielt, schrieb Katsch: »Die

Stadtübergabe heut vor einem Jahr wurde nicht erwähnt.«

Die aufgeführten Beispiele mögen genügen, um das Interesse des Lesers an dem Buch zu wecken, mit dem er eintauchen wird in die Wirren der unmittelbaren Nachkriegszeit.

Die Bewertung, die Katsch zu verschiedenen Vorgängen abgibt, kann als sehr zurückhaltend charakterisiert werden. Wer kann es ihm verdenken, daß er sich nicht offener äußerte, wo keiner vorhersagen konnte, wie der nächste Tag, wie nächsten Wochen aussehen würden? Die Beispiele der inhaftierten Rektoren Engel und Lohmeyer und des abgesetzten Dekans Wels waren genauso wie die Entlassung seines Oberarztes Lührs nicht gerade dazu angetan, sich auf deutlichere Bewertungen einzulassen, zumal derartige Notizen, wenn sie in die falschen Hände gelangen, gegen ihn hätten verwendet werden können. Es liegt somit nahe zu vermuten, daß Katsch seine Aufzeichnungen in erster Linie als Gedächtnisstütze, wohl am ehesten für eine spätere Autobiografie verwenden wollte.

Das Buch liegt in einer ansprechenden äußeren Form vor. Zum wissenschaftlichen Apparat gibt es einige Anmerkungen zu machen, die aber nur Geringfügiges betreffen. Es ist nicht so recht einleuchtend, warum in der Einleitung Fuß-, im übrigen Text dagegen Endnoten verwendet werden. Der Leser möchte kein umständliches Nachschlagen zu den betreffenden Endnoten. Wahrscheinlich hat sich der Verlag für Endnoten entschieden, um ein besseres Layout zu erzielen.

In den editorischen Vorbemerkungen wird betont, daß die editorischen Grundsätze Vollständigkeit und Originaltreue bezweckten. Daß der Text auch die Schwankungen in der Schreibweise übernimmt, auch wenn sie sich auf die Hörsituation der das Diktat aufnehmenden Sekretärin zurückführen lassen, das leuchtet nicht so recht ein; auch nicht, wenn der Name im Register dann angeblich in »richtiger Form« wiedergegeben ist. Einige Beispiele zeigen, daß das Vorgehen hinterfragt werden sollte: Verfolgt man den falsch geschriebenen »Monicke« über viele Seiten und kommt zu den Anmerkungen unter Nr. 23, Seite 204, findet sich »Mohnicke«. Das erste Wort dürfte somit falsch gehört worden sein, aber die Schreibweise unter den Anmerkungen? Auch das Register hilft dann nicht

weiter (S. 216), denn der hier aufgeführte »Monicke« ist immer noch falsch. Der langjährige Oberarzt von Katsch hieß aber »Mohnicke«. Ähnliches findet sich bei »Redetzki« statt richtig »Redetzky«, bei »Loeschke« statt richtig »Loeschcke« und »Warncke« statt richtig »Warnke«.

Günter Ewert, Greifswald

Westpommern. Aspekte der polnischen Nachkriegsgeschichte Pommerns = Pomorze Zachodnie (Zeitgeschichte regional. Mitteilungen aus Mecklenburg-Vorpommern, Sonderheft 6), hg. von der Geschichtswerkstatt Rostock, bearbeitet von Gero Lietz. – Rostock (Koch) 2015. – 101 Seiten mit vielen Abbildungen. – ISBN 978-3-86436-399-3.

Dieses Sonderheft der von der »Rostocker Geschichtswerkstatt« herausgegebenen historischen Zeitschrift »Zeitgeschichte regional« verdankt sein Erscheinen dem freien Historiker Dr. Gero Lietz aus Frankfurt/Oder. Im Rahmen eines vom DAAD finanzierten Seminars an der Universität Viadrina in Frankfurt/O. beschäftigte man sich mit dem Erstellen druckreifer Übersetzungen aus dem Polnischen, wobei die Mehrzahl der im Sonderheft vorgelegten Übersetzungen von Gero Lietz persönlich angefertigt wurde. Bei den neun Beiträgen handelt es sich um kürzere und längere Aufsätze polnischer Historiker zur pommerschen Geschichte ab dem Jahr 1945. Unvermeidlich dabei war es, sich mit den Prozessen von Flucht und Vertreibung der indigenen Pommern und der Neubesiedlung durch Polen, aber auch durch Juden und Zigeuner zu befassen.

Die Historikerin Alina Hutniekiewicz verweist in ihrem Aufsatz über die Besiedlung »Westpommerns« ab 1945 – Hinterpommern und das Stettiner Gebiet werden von den Polen als Pomorze Zachodnie = Westpommern bezeichnet – auf den bemerkenswerten Umstand, daß das Land dadurch eine relativ junge, kinderreiche Bevölkerung bekam, welche erst ab 1970 die für das restliche Polen üblichen Alterssymptome zeigte. Auf die polnischen Propagandatechniken zur Siedlergewinnung weist ein Propagandaplakat von 1945 mit der Losung

»Im Westen wartet Land«(S. 4) hin. Die Masse der polnischen Ansiedler kam zudem nicht etwa aus den an die Sowjetunion verlorenen ostpolnischen Gebieten, sondern aus Zentralpolen. Auch Remigranten aus dem Westen, wegen der speziellen Grenzlage aber bevorzugt ehemalige Soldaten der polnischen Armee fanden hier eine neue Heimat. Auf die Ansiedlung von Polen aus dem Wilna-Gebiet in Mittelpommern nach 1945 geht in einem sehr informativen Aufsatz Rafał Foltyn ein. Kritisch wurden polnische Seite damals die vorgefundenen westslawischen Kaschuben beäugt, wie der Danziger Professor Jozef Borzyszkowski in seinem dem kaschubischen Schicksal gewidmeten Aufsatz feststellt. Oftmals hielt man sie wegen ihrer »deutschähnliche(n) Werte« für »schlechtere Polen« (S. 67). Die weitgehend zweideutige Rolle der polnischen katholischen Kirche und von deren Klerus wird gleich in mehreren Aufsätzen kritisch behandelt, wozu es seitens der betreffenden polnischen Historiker gewiß großen Mutes sowie großer Wahrheitsliebe bedurfte. Einerseits unterlag die katholische Kirche auch in Westpommern staatlichen Repressionen sowie zunehmenden Bespitzelungsversuchen und Unterwanderungsaktionen seitens der polnischen Geheimpolizei. Andererseits nutzten polnische Kleriker die staatlichen Unterdrückungsaktionen gegen die evangelische Diasporakirche aus, wie etwa in dem als antideutschen politischen Schauprozeß gestalteten »Stettiner Prozeß« von 1968, um sich in der Folge wider jegliches Recht evangelische Kirchen anzueignen (z. B. 1973 in *Objezierze/Wobeser*). Entlarvend wirkt hier eine Fotografie vom 29. Juni 1947 (S. 15), die den kommunistischen polnischen Staatspräsidenten Bolesław Bierut auf Knien während des anlässlich der »Tage des Meeres« auf der Hakenterrasse in Stettin gehaltenen Gottesdienstes zeigt. Der Historiker Roman Kostynowicz hingegen, ein katholischer Priester, befaßt sich in seinem Aufsatz über »sakrale Objekte« in Westpommern 1945–1950 mit dem Schicksal der ca. 700 evangelischen Kirchen, von denen etwa 170 während der Kämpfe oder aber (wie in Schivelbein) durch das spätere Wüten sowjetischer Soldaten vernichtet wurden, wozu dann noch 100 in staatlichem Auftrag abgerissene Kirchen kamen. Kostynowicz erinnert seine Landsleute nachdrücklich dar-

an, sich nicht nur sensibel gegenüber den sowjetischen Zerstörungen von polnischen Kirchhöfen im Gebiet von Wilna und Lemberg zu erweisen, sondern auch daran zu denken, was man zur selben Zeit den deutschen Friedhöfen in den neuen polnischen Westgebieten antat. Die Hintergründe des »Seekriegs« in der Pommerschen Bucht zwischen der DDR und Polen erforschte Tomasz Ślepowroński. Obwohl der Stettiner Hafen seit 1945 faktisch zu Polen gehörte, befanden sich größere Bereiche von dessen Ansteuerung nach der einseitigen Ausweitung der DDR-Seezugrenze auf 12 Seemeilen ab Dezember 1984 unter DDR-Hoheit. Bis hin zu Rammstößen gegenüber polnischen Seefahrzeugen wurde dieser Anspruch damals von den DDR-Grenztruppen durchgesetzt. Man geht nicht fehl, wenn man dahinter den bösen Willen der DDR-Führung vermutet, die es als kommunistische Musterschüler den Abweichlern in Polen mal so richtig zeigen wollte. Hinzu kam die fachliche Inkompetenz polnischer Interessenvertreter bei den einschlägigen Verhandlungen.

Gero Lietz hat mit diesem Sammelband den deutschen Lesern eine Reihe bemerkenswerter Aufsätze polnischer Historiker zur Verfügung gestellt, die zugleich beispielhaft zeigen, wie man heute in Polen mit »heißen Eisen« der jüngeren und jüngsten Geschichte umgeht, nämlich sowohl ehrlich als auch mutig.

Jürgen W. Schmidt, Berlin

Hans *Reddemann*, Der denkmalgeschützte Alte Friedhof in der Universitäts- und Hansestadt Greifswald. Eine kulturhistorische Stätte mit zahlreichen Grabmalen bedeutender Persönlichkeiten und Familien der Hansestadt und der Ernst-Moritz-Arndt-Universität. – Greifswald (Druckhaus Panzig). – ISBN 978-3-00-027660-6.

Teil 1: Greifswalder Familiennamen aus dem alphabetischen Register der Beisetzungsbücher der Friedhofsverwaltung und von den Grabmalen des denkmalgeschützten Alten Friedhofes der Universitäts- und Hansestadt Greifswald. – 2009. 185 Seiten.

Teil 2: Historische Betrachtungen zu den Beisetzungskulturen, Geschichte des Alten Friedhofes – erster Zentralfriedhof in Greifswald – die Erbbegräbnisse unter besonderer Berücksichtigung der Gewölbe – alphabetische Namen- und Berufsübersicht ausgewählter Persönlichkeiten. – 2009. 128 Seiten mit zahlreichen, meist farbigen Abbildungen.

Teil 3: Ausführliche Biographien von ausgewählten Persönlichkeiten und Greifswalder Familien, die auf dem Alten Friedhof beigesetzt wurden. – 2012. 382 Seiten mit zahlreichen, meist farbigen Abbildungen.

In Greifswald hat sich in den zurückliegenden Jahren ein Kreis von Bürgern tatkräftig für den Schutz und die Pflege des Alten Friedhofs an der Wolgaster Straße engagiert, der 1818 dort angelegt wurde, nachdem die Friedhöfe an den Stadtpfarrkirchen und bei den Spitalkapellen vor den Stadtmauern aufgehoben worden waren. Hans Reddemann, namhafter Kinderonkologe an der Greifswalder Universitätsklinik, verfolgt seine breitgelagerten historischen Interessen im Ruhestand mit großem Engagement und sichtbarem publizistischem Ertrag. Dazu gehört auch der 2005 gegründete »Förderverein Alter Friedhof, Greifswald e. V.«, dessen Wirken er mit den vorliegenden drei Bänden sichtbar gemacht hat. Daß es dabei um mehr als eine gern genutzte Quelle für die Familienforschung geht, zeigen gerade die anregend geschriebenen Bände 2 und 3 deutlich. Besonders dankbar nimmt man die Würdigung für den um die Arbeitsgemeinschaft für pommersche Kirchengeschichte und später die Gesellschaft für pommersche Geschichte, Altertumskunde und Kunst verdienten Sanitätsrat Otto Peters (1932–2007) am Beginn des zweiten Bandes zur Kenntnis, der auch unter schwierigen äußeren Umständen nicht müde wurde, die kulturgeschichtliche Bedeutung des Alten Friedhofs in Greifswald zu betonen.

Während im ersten Band die Edition der Register der Beisetzungsbücher und der auf den Grabmalen verzeichneten Namen im Vordergrund steht, widmet sich der zweite Band einer Kulturgeschichte der Begräbnissitten, die allein schon seit der Frühen Neuzeit einem beeindruckenden Wandel unterlagen. Damit ver-

bunden sind wichtige Anregungen zum denkmalgerechten Umgang mit den bis weit ins 19. Jahrhundert seitens wohlhabenderer Familien gepflegten Beisetzungen in Gewölben, die in ihrer architektonischen Gestaltung an Mausoleen erinnerten. Die denkmalpflegerische Praxis bei der Erhaltung derartiger Zeugnisse der Begräbniskultur hat nicht nur in Greifswald über Jahrzehnte von großer Ignoranz gezeugt. Selbst in den zurückliegenden 25 Jahren sind in ganz Pommern noch wertvolle Familienbegräbnisse zerstört und abgetragen worden. Es ließen sich hier beklemmende Beispiele aus Dutzenden von Städten und Hunderten von Dörfern anführen. Da sind Bemühungen um die Rettung der Reste, die mit der vorliegenden Publikation für Greifswald dokumentiert werden, die aber auch in Stralsund seitens engagierter Gartendenkmalpfleger und eines Vereins von polnischen Kunsthistorikern auf dem Stettiner Hauptfriedhof zu beobachten sind, nachdrücklich zu begrüßen.

Bei der Lektüre des dritten Bandes wird die Verflechtung Greifswalds mit dem gesamten deutschen Sprachraum, aber auch mit Städten entlang der Ostseeküste anhand der Lebenswege von Vertretern namhafter Kaufmanns- und Handwerkerfamilien sowie von Universitätsangehörigen vom 18. Jahrhundert bis in unsere Tage deutlich. Eine große Zahl von Pfarrern aus ganz Pommern, aber auch viele Theologen aus dem Lehrkörper der Greifswalder Universität haben auf diesem Friedhof ihre letzte Ruhestätte gefunden. In der vorliegenden Publikation werden sie mit einer gut recherchierten Biographie und in vielen Fällen auch einem Porträtbild gewürdigt. Aufgrund der akademischen Werdegänge einzelner Gelehrter lassen sich Querverbindungen zu den Hohen Schulen in Lund, Uppsala, Dorpat, Königsberg, Breslau, Wien, Budapest, Berlin, Leipzig, Halle (Saale), Jena, Göttingen, Freiburg im Breisgau, Bonn, Münster, Kiel und Rostock aufzeigen. Die Vertreter des Greifswalder Hofgerichts und des Oberappellationsgerichts, vielfach aus Familien stammend, die noch in der Schwedenzeit geadelt worden sind, finden sich in dieser Zusammenstellung ebenso wie Greifswalder Bürgermeister und namhafte Militärs, die in der örtlichen Garnison stationiert waren, Lehrer, Musiker und natürlich Mediziner. Dem Au-

tor ist es zu verdanken, daß hier nicht nur die einzelnen Namen aneinandergereiht wurden, sondern auch die vielfältigen Verwandtschaftsbeziehungen zwischen den einzelnen Familien aufscheinen.

Haik Thomas Porada, Leipzig

Wandlungen. Von Klinger bis Kanoldt. Graphik deutschsprachiger Länder aus der Sammlung des Nationalmuseums Stettin/Przemiany. Od Klinger do Kanoldta. Grafika krajów niemieckojęzycznych ze zbiorów Muzeum Narodowego w Szczecinie, hg. von der Ernst Barlach Stiftung Güstrow und dem Muzeum Narodowe w Szczecinie, mit Beiträgen von Ewa *Gwiazdowska*, Dariusz *Kacprzak* und Volker *Probst*. – Stettin/Szczecin 2014. – 299 Seiten mit zahlreichen Illustrationen und Abbildungen. – ISBN 978-83-63365-II-0.

Die Ausstellung »Wandlungen/Przemiany«, die vom 26. Oktober 2014 bis zum 18. Januar 2015 in der Ernst Barlach Stiftung Güstrow und vom 12. Februar 2015 bis zum 12. April 2015 im Nationalmuseum Stettin zu sehen war, ist bereits die dritte gemeinsame Exposition beider Einrichtungen, aber im Rahmen des Kulturaustauschs zwischen dem Stettiner Museum und Deutschland nur eine von vielen Unternehmungen dieser Art. Ein erstes Ergebnis der Kooperation war die Ausstellung von Werken des Stettiner Malers der Biedermeierzeit August Ludwig Most (1807–1883) im Jahre 2007. Der Katalog bearbeitete erstmals das umfangreiche Schaffen des Künstlers, dessen Werke das Stettiner Museum bestrebt ist nach und nach zu erwerben. In Zusammenarbeit mit der Schadow-Gesellschaft Berlin wurde das Denkmal Friedrichs des Großen aus dem Bestand des Nationalmuseums Stettin restauriert und 2011 im Berliner Bode-Museum ausgestellt. Besonders erwähnenswert ist schließlich die Einzelausstellung von Werken des Stettiner Malers Alfred Meister (1888–1914), die 2008 in Zusammenarbeit mit dessen Familie im Stettiner Museum zustande kam und den durchaus interessanten, heute aber vergessenen Künstler entdecken ließ. An all diesen Unternehmungen kann man auch

den Wandel in der Beziehung zum deutschen Erbe ablesen, das heute keine für die Forschung unzugängliche Enklave mehr, sondern ein Gegenstand des Interesses beiderseits der Grenze darstellt.

Der hier zu besprechende zweisprachige Katalog dokumentiert die Ausstellung mit dem bezeichnenden Titel »Wandlungen/Przemiany« in beeindruckender Weise und läßt diese nachvollziehen. Die Ausstellung zeigte die wertvollsten deutschen Graphiken vom Ende des 19. und aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, die sich im Nationalmuseum Stettin befinden. Der stilistische Wandel, der sich in der deutschen Graphik jenes Zeitraums vollzog, konnte an der dargebotenen Auswahl verfolgt werden, angefangen bei Werken von Künstlern, die wie Max Klinger noch in der Kunsttradition des 19. Jahrhunderts standen, über Arbeiten von Mitgliedern der Berliner Sezession wie Max Liebermann, Lovis Corinth und Max Slevogt bis hin zu Graphiken von Vertretern der klassischen Moderne wie Ernst Barlach, Emil Nolde, Max Pechstein, Käthe Kollwitz u. a. Dies thematisiert Dariusz Kacprzak in einem kurzen, einleitenden Beitrag und stellt heraus, daß die Exposition durch das vielschichtige Panorama der deutschen Kunst versucht, einen Beitrag zur »Suche nach der deutschen kulturellen Identität« (S. 9) zu leisten.

Bei der Entwicklung der modernen deutschen Graphik spielten neue Formen des Mäzenatentums eine große Rolle. Verschiedene Gesellschaften und Vereine zur Förderung der graphischen Künste entstanden, ein verstärktes Interesse an der Avantgardekunst in Europa legten auch Kunsthändler und -verleger an den Tag. An erster Stelle seien hier Bruno und Paul Cassirer genannt, deren Bedeutung für die deutsche Kultur kaum zu überschätzen ist. Volker Probst stellt in seinem Beitrag Paul Cassirer als Verleger von Graphiken und bibliophilen illustrierten Büchern vor, die in der von ihm gegründeten PAN-Presse gedruckt wurden. Zu den engsten Mitarbeitern Cassirers gehörten neben den bereits erwähnten Vertretern der Berliner Sezession auch Ernst Barlach, Max Beckmann, Oskar Kokoschka, Max Pechstein und viele andere Künstler, die heute zu den Klassikern der modernen Kunst in Deutschland und Europa zählen. Besonders hob Probst die Bedeutung Cas-

sirers als Verleger von Künstlerflugblättern aus der Zeit des Ersten Weltkrieges hervor: »Kriegszeit« (1914–1916) und »Der Bildermann« (1916) mit Arbeiten u. a. von Ernst Barlach.

Durch die Zusammenfassung der Objekte in vier thematischen Gruppen, die nach Titeln aus dem Œuvre Barlachs benannt wurden (»Die Wandlungen Gottes«, »Kriegs- und Notzeit«, »An die Freude« und »Der Kopf«), konnte in der Graphik dieses Zeitraums nicht nur der formale, sondern auch der ikonographische Wandel verfolgt werden, der sich bei religiösen, historischen und mythologischen Themen sowie bei Landschaft und Porträt vollzog und von Ewa Gwiazdowska in ihrem Beitrag spannend beschrieben wurde.

Obwohl die »Bereinigung« der deutschen Museen von der »entarteten Kunst« durch die Nationalsozialisten in den 30er Jahren, die Kriegszerstörungen und die Verlagerungen der Objekte Lücken in den Beständen gerissen haben, behielt die Sammlung, wie die Ausstellung zeigt, im großen und ganzen den Charakter bei, den ihr der erste Direktor des Städtischen Museums Stettin, Walter Riezler (1878–1965), verliehen hatte. Riezler war eine sehr interessante Persönlichkeit im deutschen Museumswesen der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts. Archäologe, Mitglied des Deutschen Werkbundes und Anhänger der Avantgarde, der bereits zu Beginn seiner Amtszeit durch den Ankauf eines Bildes des damals äußerst umstrittenen Malers van

Gogh von sich reden machte, sah er eine Chance für den Aufbau einer homogenen Sammlung nicht im Versuch, aus einzelnen im Besitz des Museums befindlichen Hauptwerken eine Galerie alter Meister aufzubauen, sondern im Bestreben, Werke zeitgenössischer Künstler zu erwerben. Von einem ähnlichen Prinzip ließ er sich auch bei der graphischen Sammlung leiten, die sich zu seiner Zeit um Werke von Künstlern wie – neben den bereits erwähnten – Otto Mueller, Erich Heckel, Paul Klee, Lyonel Feininger, Ludwig Meidner, Max Beckmann, Oskar Kokoschka, George Grosz und viele andere bereicherte. Das Nationalmuseum Stettin ist bestrebt, den Charakter des historischen Bestands durch Ankäufe aufrechtzuerhalten, die mit seinem Profil übereinstimmen, wie etwa die in der Ausstellung präsentierten Graphiken »Tod mit Frau im Schoß« von Käthe Kollwitz und »Feluke am Nil« von Emil Orlik beweisen.

Den drei Beiträgen der Kuratoren schließen sich ein umfassender Abbildungs- und Katalogteil mit ausführlichen Erläuterungen sowie ein Literaturverzeichnis an. Hervorhebenswert ist die ansprechende Gestaltung und die hervorragende Druckqualität. Die Lektüre kann sowohl Ausstellungsbesuchern als auch dem kunstinteressierten Publikum allgemein empfohlen werden.

Anna Kozak, Piastów